Badische Heimat 65 (1985)

Der Kraichgau — Beharrung und Wandel

Bertold Rudolf, Karlsruhe

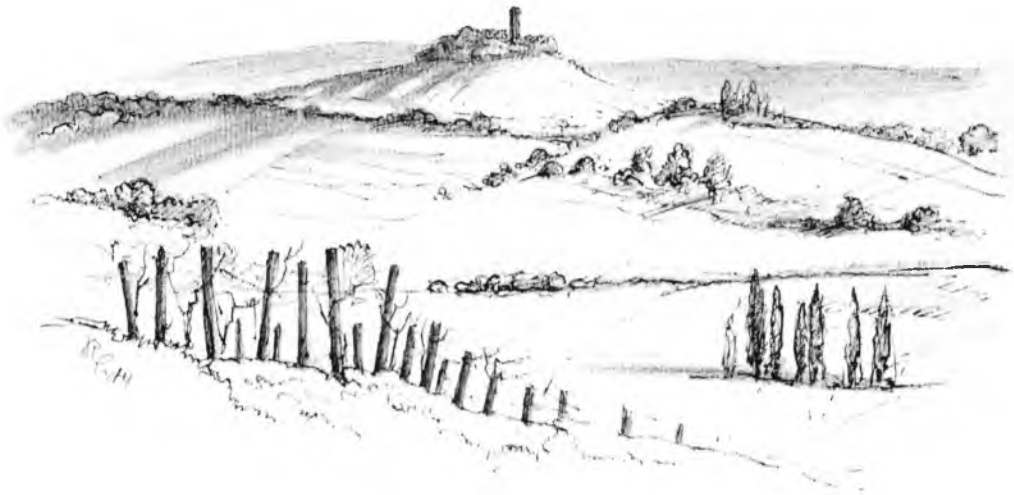
Zuordnung

Die Bezeichnung „Gau", auch „Gäu" im Schwäbischen, bedeutet im landläufigen Sinn offenes, also gerodetes Land. Sie zielt damit auf den deutlichen Gegensatz zu den Landschaften, deren Physiognomie noch durch das Waldkleid, wenn auch in seinem Artenbestand verändertes, bestimmt ist, in das Siedlungen und deren Fluren nur als helle Flecken eingebracht sind. Findet für diese Erscheinungsform die Verbindung mit der Endung -wald ihren sprachlichen Ausdruck, verknüpft sich „Gau", aus dem germanischen gaawja („Land am Wasser") herleitbar, oft mit einem Gewässernamen, dem ältesten Namensgut unseres Raums.

Offensichtlich liegt dem unterschiedlichen Erscheinungsbild ein struktureller Gegensatz zugrunde. Räume guter natürlicher Ausstattung stehen Ungunsträumen gegenüber. Früher besiedelt und intensiver genutzt, kontrastieren Altsiedellandschaften mit Jungsiedelräumen.

Mit dem Kraichgau reichen die Gäue am weitesten nach Westen, in bevorzugter Lage zwischen den vom Wald geprägten Gebirgen Odenwald und Schwarzwald. Das tief liegende, nach Westen offene Hügelland bietet maritimen Luftmassen bequemen Zugang; auch dem West-Ost-Verkehr hat die durch eine geringe Meereshöhe bedingte Durchgängigkeit schon immer den Weg leicht gemacht. Mit den Westwinden wurde auch das aus den eiszeitlichen Ablagerungen ausgeblasene Feinmaterial weit in den Kraichgau hinein verfrachtet und zu einer mächtigen, oft geschlossenen Decke aufgeschüttet. Die außerordentliche Bodenfruchtbarkeit ist vor allem an diese große Verbreitung des Lösses gebunden. Sie ermöglichte eine frühe, durchweg dichte Besiedlung. Es ist mit ökologisch geschärfter Sensibilität heute leicht einsichtig, daß die besondere Eignung des Raums für die Nutzung des Menschen neben positiven auch negative Entwicklungen in der natürlichen und sozialen Umwelt bewirken kann. Noch nie sind die Wechselbeziehungen der Raumelemente so deutlich geworden wie in der gegenwärtigen technischen Hochzivilisation. Es scheint also eine Zusammenschau dieser Potentiale geboten.

Seit den Arbeiten von Friedrich Metz, dem Altmeister der süddeutschen Länderkunde, ist keine den Raum als Ganzes beschreibende Landeskunde mehr erschienen. Das ist freilich nicht verwunderlich, wenn man sich die Richtungskämpfe innerhalb der deutschen Geographie vor Augen führt, ausgelöst durch den Protest einer heranreifenden Studentengeneration, gegen die Verwendung unwissenschaftlicher Worthülsen wie „Landschaft", denen kein realer, d. h. meßbarer Inhalt zugrunde läge. Mit quantifizierenden Verfahren sind zweifellos methodische Fortschritte erzielt worden; immer wieder war aber auch ein Mißverhältnis zwischen Arbeitsaufwand und verwertbarem Ertrag festzustellen, wenn etwa im Hinblick auf eine wissenschaftliche Aussage über Einflußbereiche städtischer Zentren dreistellige Summen von Variablen einbezogen wurden. Andererseits bedeutet die Beschränkung auf Pendlerzahlen eine Verengung auf rein funktionale Verflechtung, die zur Grundlage der Verwaltungsreform gemacht wurde. So ist aus der Perspektive der Badischen Heimat zu fragen, ob es für den Verbleib des altpfälzischen Eppingen im badischen Städtewesen



Ravensburg, Zeichnung von Richard Bellm, 1985

nicht auch Gründe, etwa historische, gegeben hätte. Inzwischen scheint der Zwang aufgehoben, sich für länderkundliches Arbeiten rechtfertigen zu müssen, wenn auch mit einer Verzögerung gegenüber angelsächsischer Forschung und Lehre. Größere methodische Toleranz hat sich durchgesetzt. Schon droht das Pendel in eine nostalgische Richtung umzuschlagen aus der allgemeinen Sorge für die Umwelt gegen eine rücksichtslose Wachstumsideologie.

Aufgabe dieser Zeilen soll sein, gegenüber den epochalen Veränderungen der Gegenwart, ein die Zeit durchhaltendes, in Teilen aber veränderliches Muster einer Landschaft aufzuzeigen. Diese Zielsetzung veranlaßt mich, auf die historische Reichweite des Namens „Kraichgau" im Rahmen der mittelalterlichen Gaueinteilung nicht einzugehen. Zur Diskussion dieses Problems sei auf die Arbeiten von F. Gehrig in den Veröffentlichungen des Heimatvereins Kraichgau (Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung, 1968, S. 67) verwiesen.

Eigenart

Geographisch relevant ist ein Name, mit dem sich eine gewisse Gleichartigkeit der Gestalt zum Ausdruck bringen läßt, der ein komplexes, doch recht homogenes Wirkungsgefüge zugrunde liegt. „Der Naturraum des Kraichgaus unterscheidet sich in der Gesamtheit seiner Naturausstattung deutlich von allen angrenzenden großräumigen Einheiten" (J. Schmithüsen in Oberrheinische Studien, Bd. III, S. 6, Bretten 1975). F. Metz nennt den Kraichgau „das Land flacher Hügel und breiter Wiesentäler, welliger, von niedrigen Bergen überragter Hochflächen, das die Senke zwischen den höheren Berglandschaften des Odenwalds und Schwarzwalds ausfüllt" (Der Kraichgau, Karlsruhe 1922). Er spricht damit das wenig markante Relief an, das von Muschelkalkplatten und dem darüber verbreiteten unteren Keuper bestimmt ist, dessen Konturen den Kraichgau von den im Osten anschließenden Gäuflächen unterscheiden. Seine tiefe Lage ist durch eine großräumige Einmuldung zwischen den Grabenrandgebirgen bedingt, von denen er sich deutlich, wenn auch nach einer breiten Übergangszone, abhebt. Das dicke Lößpolster verhüllt den Gesteinswechsel Buntsandstein/Muschelkalk, die wichtigste, alle Kulturbereiche tangierende Grenze. Mit den Steilhängen des tief eingeschnittenen Neckars ist die

Grenze im Osten zu ziehen. Im Westen bietet sich die Grabenrandverwerfung an, obwohl sie sich im Bereich der „Langenbrückener Senke" dem Auge entzieht. In tektonisch tiefer Lage hat sich dort eine Schichtenfolge bis zum Braunen Jura erhalten. Diese tiefe Einmuldung ordnen wir der ostwärts streichenden Fränkischen Mulde zu, in der die Keuperhöhen Strom- und Heuchelberg sich erheben (Reliefumkehr!); diese markanten Berggestalten dienen hier als Grenzsäume unseres Raums.

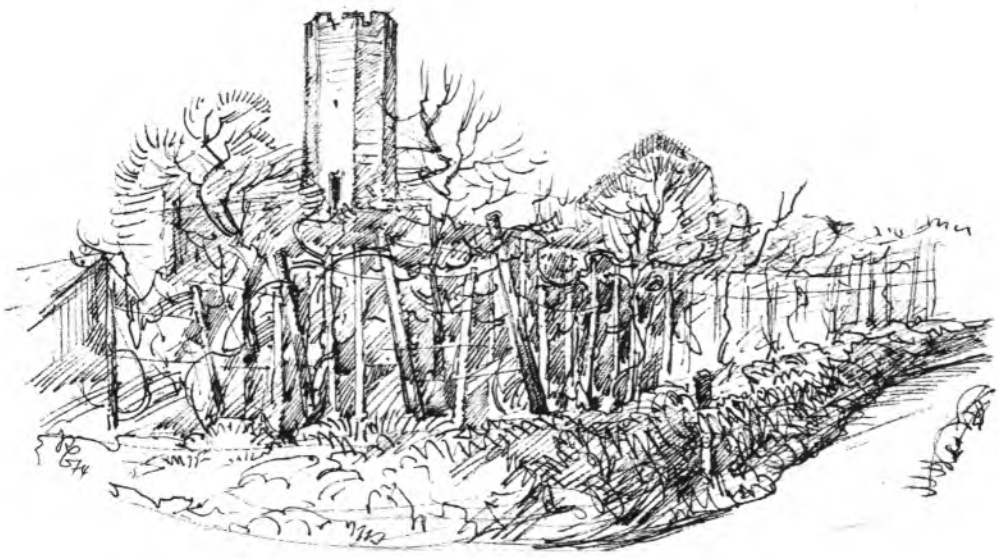
Oberflächenformen

Ist auch die Meinung über die Einordnung des Kraichgaus in den süddeutschen Landschaftsverband einheitlich, über die Entstehung der Oberflächenformen herrschen unterschiedliche Ansichten. Waren bisher die morphologisch wirksamen Eigenschaften des Gesteins, ihre Widerstandsfähigkeit also gegen äußere Kräfte, ausschlaggebend für die Erklärung der Formung des Reliefs, bezog man sich mit der Schichtstufentheorie i. w. auf die Gesteinsbedingtheit der Landformen — eine auf die Formung durch das Klima orientierte Morphologie schränkte die Wirksamkeit der Gesteine auf lokale Ausprägungen ein. Die Landformen wurden im größeren Zusammenhang erdzonal wirkender Prozesse gesehen. Der heutige Formenbestand ist nach J. Büdel (Geographische Rundschau 7/1963) das Ergebnis länger dauernder Vorgänge der Flächen- und Talbildung unter sich im Verlauf der Erdgeschichte ändernden Klimabedingungen. Das gegenwärtige Landschaftsbild differenziert sich so zu einer Kombination verschiedener Reliefgenerationen. Die Flächen — nach Büdel morphologisch bedeutsamer als die Stufen — werden innerhalb dieser Theorie als Einebnungsflächen mit der Einwirkung randtropischer Klimabedingungen im Jungtertiär erklärt; die für unsere kleinen Wasserläufe viel zu breiten Talräume finden ihre Erklärung in der „exzessiven Talbildungstätigkeit" während der Kaltzeiten.

Vorgeschichte

Gestützt auf Ergebnisse der prähistorischen Forschung und Untersuchung der nacheiszeitlichen Klima- und Vegetationsgeschichte im südwestdeutschen Raum hat R. Gradmann den Disziplinen der Historischen Geographie neue Wege gewiesen. Die unterschiedliche Funddichte prähistorischer Siedlungsreste veranlaßte ihn, einen Gegensatz zwischen siedlungsfeindlichen Waldlandschaften und siedlungsgünstigen Steppenheidelandschaften in Kalk- und Lößgebieten zur Zeit der bandkeramischen Besiedlung herauszuarbeiten. Die Steppenheidetheorie war ein großartiges Ideengebäude nach dem damaligen Stand der Forschung (1898). Aufgrund der Pollenanalyse ist jedoch die Annahme waldfreier Gebiete prähistorischer Zeit nicht mehr aufrecht zu halten. Wohl war der Wald an unterschiedlichen Standorten in verschiedenen Typen ausgebildet. Wir dürfen also zwar nicht mit Waldlosigkeit, aber mit einem lichten, an Unterholz reichen, wärmeliebenden Eichenmischwald zur Zeit der ersten bäuerlichen Besiedlung rechnen, der den Neolithiker geradezu angelockt haben mag (O. Schlüter), weil er für die Viehhaltung, besonders die Schweinemast, die notwendige Nahrung lieferte und einer kleineren Siedlergruppe die Möglichkeit für eine „wilde", düngerlose Feld-Graswirtschaft bot. Das neolithische Fundgut, das in den mittelalterlichen Rodungslandschaften fehlt, hier aber in großer Menge vorhanden ist, bestätigt die Annahme, daß der Kraichgau zu den Räumen früher und kontinuierlicher Besiedlung gehört.

Siedlungskontinuität einer Landschaft bedeutet nicht Kontinuität einzelner Siedlungsplätze. Das Grabungsgebiet auf dem Michelsberg, der Bruchstufe über dem Rheingrabenrand bei Untergrombach, ist eine der bedeutendsten und ergiebigsten Fundstätten des Kraichgaus. Die hier gemachten Keramikfunde haben wegen ihrer charakteristischen Gestaltung der jungsteinzeitlichen Mi-



Steinsberg, Zeichnung von Richard Bellm, 1985

chelsberger Kultur ihren Namen gegeben. An den Hängen dieser markanten Erhebung entlang, im widerstandsfähigen Hauptmuschelkalk, der eines lichteren Bewuchses wegen durch den vorgeschichtlichen Menschen wohl bequemer nutzbar war, führte die prähistorische Bergstraße. Namengebung und die dem streitbaren Erzengel Michael geweihte Kapelle erinnern an die Christianisierung, während der häufig Kultorte vorchristlicher Gottheiten umgewidmet wurden. Der Michelsberg bei Untergrombach ist ein Vertreter der Michaelsberge, die oft als exponierte Berggestalten im Altsiedelland auftauchen, so bei Sinsheim, Gondelsheim am Muschelkalk-Neckar und Cleebronn im anschließenden Zabergäu.

Am nördlichen Rand des Kraichgaus wurde das älteste Menschenrelikt auf europäischem Boden, der massive Unterkiefer des homo erectus heidelbergensis, eigentlich des Menschen von Mauer, gefunden. Aufgrund weiterer Fossilfunde einer altpleistozänen Waldfauna (H. Graul, Heidelberger Geographentag, Wiesbaden 1965, S. 55) in den Maurer-Sanden und Kiesen konnte er der Günz-Mindel-Warmzeit zugeordnet werden. Er mag hier, ein altsteinzeitlicher Jäger, Tieren wie Mammut, Nashorn, Wisent u. a., die zur Tränke kamen, aufgelauert haben. Daß an dieser Stelle, im Bereich der Schichtgrenze Buntsandstein/Muschelkalk, Sande und Kiese auch anderer Gesteine in so großer Menge zur Ablagerung kamen, können wir aus den heutigen Verhältnissen nicht erklären.

Flußgeschichte

Die kurze Elsenz mit ihrer geringen Wasserführung war weder in der Lage, das Material heranzuschleppen, noch das breite, asymmetrische Tal zu bilden. Die wechsellagernden kalt- und warmzeitlichen Schotter bestehen aus Fernmaterial, das nur ein größerer Fluß wie der Neckar aufgenommen und transportiert haben kann. Nur der Neckar war kräftig genug, das untere Elsenztal auszuräumen, nachdem er das südwärts gerichtete

Wiesenbacher Trockental geschaffen hatte. Der bewaldete Rücken des Hollmuth ist dann also ein Umlaufberg von der Art, wie der mäandrierende Buntsandstein-Neckar auf seinem Weg zum Rhein mehrere geschaffen hat.

Warum aber „fließt der Neckar in merkwürdiger Beharrlichkeit nach Norden in die hohen Berge des Odenwaldes hinein" (Schmitthenner), wo er doch auf viel kürzerem Wege durch die Kraichgaumulde hätte zur Rheinebene gelangen können? Wir dürfen nicht von den heutigen Höhenverhältnissen bei der Beantwortung dieser Frage ausgehen. Als der Neckar seinen Weg wählte, bewegte er sich in einer schwach welligen Landschaft, einer Fast-Ebene. Erst mit dem Absinken des Oberrheingrabens und der Hebung der „Grabenschultern" entstand das gebirgige Relief. Der Neckar ist also älter als das Gebirge, das er durchfließt. Er hat seinen Weg in die langsam kippende Odenwald-Scholle eingetieft, denn er konnte sich gegenüber dem aufsteigenden Gebirge nur behaupten, indem er es durchsägte. Er gilt darum als das Musterbeispiel eines antezedenten (vorhergehenden) Flusses.

Warum aber hat er diese Schlinge geschaffen, um sie dann wieder zu verlasssen? Zweifellos gehen hier dem Grabenrand parallele Verwerfungen durch den Gebirgskörper, die den trägen mäandrierenden Urneckar bewogen haben mögen, nach Süden auszuschwingen. Durch die Ausräumung der wenig widerstandsfähigen Schichten des Wellenkalks entstand eine Art Schotterfang, in dem sich während der Kaltzeit Gerölle von Juragestein, Keuper und Kristallin in einer Mächtigkeit von fast 40 m ablagern konnten (Meier-Hilbert, Graul-Festschrift, Heidelberg 1974, S. 201). Die Krustenbewegungen halfen kräftig mit. Der Neckar war zur Ablagerung gezwungen (Stau-Akkumulation), wenn er mit der Hebung der Königstuhl-Weißenstein-Scholle Schritt halten wollte. Die Abschnürung der Schlinge läßt sich besser klimamorphologisch erklären und begründen. Der lange dauernde Anprall des Flusses auf den Hals der Schlinge bewirkte eine Einbeulung und schließlich den Überlauf auf den kaltzeitlichen Schottermassen. Das Gastspiel eines großen Stromes war von kurzer Dauer. Keiner der den Kraichgau querenden Bäche konnte seine Rolle übernehmen, schon gar nicht die Elsenz mit ihrem von Süden nach Norden gerichteten, also zwischen den Waldlandschaften vermittelnden Lauf.

Verkehrsbedeutung

Als morphologische Senke zwischen Gebirgskörpern bot aber der Kraichgau gute Bedingungen für ein „Straßenland" (Metz 1922, S. 148). Die Hauptfließrichtung der Bäche ist auch die Richtung des Hauptverkehrs. Seine Brückenfunktion zwischen Oberrheinland und Neckarbecken zeigt sich bereits im Verlauf der Römerstraßen, läßt sich an den Poststraßen des Mittelalters erkennen, manifestiert sich in der Trassenführung der Eisenbahn. Der Nord-Süd-Verkehr zog immer entlang der großen Wasserläufe am Kraichgau vorbei. Erstmals in der Geschichte des Durchgangsverkehrs stellt sich einer projektierten Schnellbahntrasse zwischen den Verdichtungsräumen in Westen und Osten der Widerstand vieler Bevölkerungsgruppen entgegen.

Stadtentwicklung

Es hieße freilich die Verkehrsbedeutung des Kraichgaus überschätzen, wenn man ihn als „Verkehrslandschaft" (Metz, Ländergrenzen, S. 25), d. h. einen Raum der i. w. vom Verkehr geprägt ist, bezeichnet. In dem von wichtigen Verkehrslinien gequerten Altsiedelland erwartet man aufgrund der „städtezeugenden Kraft" des Verkehrs bedeutende, auf den Fernverkehr orientierte und durch Fernstraßen florierende Städte. Der Kraichgau besitzt zwar einen großen Reichtum an Städten, doch sie sind klein geblieben. Nur kurzfristig hatte eine einzige Stadt im Mittelalter größere Bedeutung: Wimpfen „im Tal",

also am Neckarufer, randlich zum Kraichgau. Neben der geographischen Lage an einer Römerstraße und einer der wichtigsten Fernstraßen des Mittelalters bot die Flußuferlage mit guter Übergangs- und Umlademöglichkeit vom Wasser- auf den Landweg für einen Marktort günstige Voraussetzungen. Mit der Errichtung einer Pfalz, ihrer größten, schufen die Staufer eine Klammer zwischen ihren Besitzungen in Elsaß und Franken, dem „großartigen Gürtel von Königsgut, Pfalzen, Reichsministerialen-Burgen und Reichsstädten" (Pfeifer in Graul-Festschrift, S. 385). Im Zuge ihrer Reichspolitik entsteht mit der Pfalz der trutzige Eckpfeiler der Großburg „Wimpfen am Berg". Die Bergstadt ist zu sehr auf die Schutzsituation bedacht. Die Enge der Spornlage wird ihr zum Verhängnis; denn sie ist für ein größeres Wachstum hinderlich. Bald lassen Raumnot, Verfall der staufischen Macht und Veränderungen der Verkehrsspannung Wimpfen gegenüber dem verkehrsoffener gelegenen Heilbronn ins Abseits geraten (Scheuerbrandt, S. 136). Wie andere altfränkische Städte begann die freie Reichsstadt schon früh zu stagnieren. Die imponierende Silhouette mit ihren hochragenden Türmen, Steinbauten und Fachwerkgiebeln über dem Tal, ein „verkleinertes Abbild von Rothenburg" (Metz, Land und Leute, S. 654) ist dadurch erhalten geblieben und zeugt vom Glanz einer großen Vergangenheit. Funktional fiel Wimpfen jedoch in die Rolle eines Kraichgaustädtchens zurück.

Städtewesen

Die Gruppe der Kraichgaustädte hatte bescheidene Funktionen als Sitze der Verwaltung und Marktorte für das engere Umland (Wochenmärkte!). Anzahl, Größe und Physiognomie sind Spiegel der territorialen Zersplitterung zur Zeit ihrer Gründung während des Hochmittelalters, besonders aber im Spätmittelalter. Der Zerfall der Reichsmacht begünstigte im Straßenland den Zugriff politischer Herrschaften auf die Straßen: Sie bedienten sich dabei verschiedenster rechtlicher Grundlagen. Die Errichtung so zahlreicher fester Plätze, bewirkt durch die extreme Besitzzersplitterung, war freilich für den Zustand der Straßen keineswegs förderlich.

Wichtiger als der Erwerb der Stadtrechte war für das junge Stadtwesen die Macht des Gründers. Einen Vorsprung konnten die alten Grafensitze Sinsheim und Bretten nutzen: Die Burgen der Gaugrafen dienten ihnen als Kristallisationskerne. Auf einer breit angelegten Hauptstraße entfaltete sich das Marktgeschehen. Bis heute konnten beide ihre beherrschende Stellung durch ihre Lagegunst im nördlichen und südlichen Kraichgau erhalten. Sinsheim wuchs mit dem Bau der Kraichgau-Autobahn in die Funktionen eines Mittelzentrums hinein, das auf den Rhein-Neckarraum orientiert ist. Bretten besaß schon früh ein bedeutendes Handwerk und konnte mit seiner handwerklichen Tradition den Vorsprung ausbauen. Ein Patriziat hat sich in keiner der Städte des Kraichgaus ausgebildet. Der Charakter der Ackerbürgerstadt dominierte. Als Konkurrenzgründungen des Spätmittelalters haben sich viele in ihrer Entwicklung gegenseitig behindert.

Ähnlichkeit von Zielen und Bedingungen ließ oft eine gewisse Gleichartigkeit von Grund- und Aufriß entstehen. Die meisten Altstadtgrundrisse sind in Rippenform angelegt, mit der Hauptstraße als Achse und mehr oder weniger regelmäßig abzweigenden Nebengassen zu beiden Seiten. Um den beachtlich großen Einstraßengrundriß fügte sich eine längliche, meist ovale Siedlungsfläche mit Mauerring und Graben. Wenn sich auch der Grundriß i. a. bis heute erhalten hat, so sind doch dem Aufriß durch häufige Brände und kriegerische Ereignisse, besonders im Westteil des Straßenlandes, manche Veränderungen widerfahren. Das Giebelhaus beherrscht zumeist die Straßenzüge; traufständige Häuser, die mit durchgehenden Trauflinien den Straßen größere Geschlossenheit verleihen, treten bei jüngeren Aus-

bauten hinzu (z. B. Eppinger Vorstädte). Die auf Bergrücken, Verwitterungsterrassen oder Talspornen gelegenen Festungs- und Burgstädtchen mußten für die Bewahrung ihrer malerischen Silhouette Raumnot und Stagnation in Kauf nehmen (Hilsbach und Rotenberg, Gochsheim und Obergrombach).

„Adelslandschaft"

Wenn auch die meisten Herrensitze — wie die Mehrzahl der Städte — in den Tälern lagen und als Wasserburgen befestigt waren, so verfügt der Kraichgau doch über einige markante Höhenburgen. Eine der bedeutendsten trägt der 333 m hohe Steinsberg, der beherrschende Richtpunkt in einer wenig reliefierten Landschaft, der „Kompaß uff den Craichgowe", wie ihn der Chronist nennt. Der Heimatverein hat ihn neuerdings zum Symbol der Förderung heimatkundlicher Aktivitäten gewählt. Als widerstandsfähiger Pfropfen aus Nephelinbasalt, damit ein „Härtling", der in einem 300 m breiten Vulkanschlot aufgedrungen ist, hat der Steinsberg die Abtragung überstanden. Er bezeugt die rege vulkanische Tätigkeit im frühen Tertiär mit Magmenauftrieb entlang Nord-Süd (rhenanisch)-gerichteter Störungslinien, die auch den Lauf der Elsenz vorzeichneten. Der eigentliche Vulkanberg ist mit den überlagernden Schichten, die bis zum schwarzen Jura reichten, der Erosion zum Opfer gefallen (Geyer/Gwinner, S. 144). Der die Basaltkuppe krönende, weithin sichtbare Turm ist der wehrhafte Bergfried einer zentralen Gipfelburg. Mit einem zum Teil 4 Meter mächtigen Mauerwerk, seinen Buckelquadern aus gelblichem Schilfsandstein und seiner Achteckform zählt er zu den Meisterwerken staufischen Burgenbaus.

Die Burgen des Kraichgaus als wehrhafte Sitze des Adels sind Zeichen der wehrpolitischen Bedeutung der Ritterschaft in der reichen Durchgangslandschaft, zugleich aber auch der staufischen Reichserneuerung, die sich auf den Niederadel stützte gegen den Aufstieg der Territorialfürsten und die wachsende Macht der Städte. Die Bezeichnung „Adelslandschaft" (H. Kehrer) gibt die Situation des Kraichgaus am Ende des Mittelalters wieder. Mit einem Vertreter seiner Ritterschaft, der tragischen Gestalt Franz von Sickingen, dem gefürchtetsten Condottiere im Hl. Römischen Reich wurde der Name eines Kraichgaudorfs in das Licht der Geschichte gehoben bei einem letzten Versuch, eine Einigungsbewegung gegen die Territorialmächte in Gang zu setzen.

Die Erfolge der vom Oberrhein in das Machtvakuum Kraichgau vordringenden Territorien Kurpfalz, Hochstift Speyer und Markgrafenschaft Baden waren längst viel zu groß, die Kriegstechnik zu weit entwickelt. Besonders zielbewußt waren die Grafen von Württemberg bei der Erweiterung und Arrondierung ihres Territoriums. Der Zusammenschluß der zahlreichen Adelsgeschlecher im Ritterkanton Kraichgau mit dem Sitz der Kanzlei in Heilbronn am Neckar hatte den defensiven Charakter einer Pufferzone zwischen den Machtballungen der Territorialstaaten. Zu den bekanntesten Rittergeschlechtern zählen neben den Sickingen die Gemmingen, Venningen, Menzingen, die Neipperg, Helmstadt und Degenfeld. Die Ravensburg (s. Seite 327) der „Raven von Wimpfen", einem staufischen Ministerialengeschlecht, die in der Blütezeit des Burgenbaus errichtet wurde (1231 erstmals genannt), ist heute ein beliebtes Ausflugsziel. 27 m hoch überragt der Bergfried einen Sporn der Stufenfläche des Schilfsandsteins. Auch Ringmauer und Palas mit Bauelementen der Gotik und Renaissance haben Bauern-, Religions- und Erbfolgekriege überstanden.

Landesausbau

An die territoriale Zersplitterung der Vergangenheit erinnert auch die Konfessionszugehörigkeit der heutigen Bevölkerung. Württembergisch, damit evangelisch wurde die

Stebbach, Aussiedlerhöfe, Zeichnung von Richard Bellm, 1985

einstige Zisterzienserabtei Maulbronn. Während viele Klöster, die nach der Reformation in katholischem Besitz geblieben sind, in der Barockzeit nach dem Zeitgeschmack überformt wurden, in evangelischen Gebieten verfielen oder umgebaut wurden, erhielt Maulbronn eine Klosterschule für den württembergischen Pfarrernachwuchs und blieb aus Sparsamkeitsgründen im alten Zustand fast unverändert erhalten. So besitzt der Kraichgau die wegen ihres künstlerischen Rangs und ihrer Unversehrtheit bedeutendste mittelalterliche Klosteranlage nördlich der Alpen. Die Lage des Klosters ist durch die Ordensziele der Zisterzienser, der zweiten Reformbewegung des mittelalterlichen Mönchtums, bestimmt. Im Geiste des Ordensgründers sollte in den Klöstern auf Askese und Arbeit, der Urbarmachung des Bodens und der Entwicklung der Landwirtschaft, gepflegt werden. Ein Talgrund am Westrand der Keuperberge, wo die Salzach aus dem bewaldeten quellenreichen Stromberg in die offenen Ackerfluren des Altsiedellandes hinaustritt, bot den von Neuburg im Elsaß kommenden Mönchen einen idealen Standort. Er vereint die den Raum beherrschenden Formelemente: Die Gäufläche, die darin eingetieften Täler und die darüber aufsteigenden Stufen des Keupers. Auf der unterschiedlichen naturräumlichen Ausstattung beruhte die ökonomische Struktur der Klostergemeinschaft. Ihr Landbesitz war nicht verpachtet, wie es bei den Benediktinern üblich war, sondern wurde nach dem Prinzip der bäuerlichen Selbstversorgung im Eigenbetrieb bewirtschaftet. Die Mönche waren führend in allen Bereichen der Bodenbearbeitung, bei Getreidebau und Viehzucht, im Reb- und Obstbau; vorbildlich war auch ihre Teichwirtschaft. Der geräumige Wirtschaftshof im Westen der ummauerten Klosteranlage, z. T. angelehnt an die Wehrmauer, Gebäude der verschiedensten Funktionen, Scheunen und Vorratshäuser, Ställe für aller Art Tiere, Werkstätten wie Wagnerei, Schmiede, Küferei, Verarbeitungsbetriebe wie Bäckerei und Klostermühle an einem von der Salzach abgeleiteten Mühlkanal, Einrichtungen also, deren ein sich selbst versorgender Gutsbetrieb bedarf, außerdem Gebäude für Gesinde und Verwaltung, Herbergen für Gäste. Eine straffe innere Organisation ließen die Zisterzienserklöster zu bedeutenden

Innovationszentren ihrer Zeit werden; viele Landesherren bemühten sich um Niederlassungen in ihren Ausbaugebieten. Innerhalb eines Jahrzehnts entstanden im Umkreis von wenig mehr als 50 km fünf weitere Zisterzienserklöster! Die aus der Klostersiedlung erwachsene Stadtgemeinde versucht heute, die kulturelle Ausstrahlung fortzusetzen durch das Angebot von anspruchsvollen Konzerten im Herzstück des Klostergevierts, dem inneren Bezirk.

Nach einem Idealgrundriß gruppieren sich dessen Gebäude um den zentralen Bauteil, den Kreuzgang, der sich an die langgestreckte Pfeilerbasilika anlehnt. Bei aller Vielfalt sind die Grundformen vom Geist der zisterziensischen Reform geprägt. Unter Verzicht auf aufwendigen Schmuck erreichte der mittelalterliche Klosterbau hier seinen Höhepunkt; die Suche des Menschen nach einer sinnvollen Ordnung von Dauer erfuhr in dieser idealen Miniaturstadt ihren sinnhaften Ausdruck.

Im Umkreis des Klosters weisen mehrere Hof- und Flurnamen auf ehemalige Dörfer hin; sie waren durch die Äbte zu Musterbetrieben (Grangien = Kornspeicher) umgewandelt worden. Sonst sind große Gutshöfe selten in dem durch Klima und Böden begünstigten Raum. Ihre Verbreitung unterliegt einer „gewissen Gesetzmäßgkeit der Anpassung an die Landesnatur" (Metz, 1922, S. 98).

Ländliche Siedlungen

Die bäuerliche Besiedlung der Landnahmezeit suchte das Wasserangebot der Täler. In den breiten Tälern finden wir daher die ältesten Siedlungen, deren Namen oft auf -ingen und -heim endeten. Ausbausiedlungen ziehen den Wasserläufen nach, die versumpften Talauen freilich meidend. Sie mieden auch die Hochflächen, wo der durchlässige Kalkstein der Verkarstung Vorschub leistete. Manche Ansiedlung war dort durch Wassernot zum Untergang verurteilt. Besonders zahlreich sind verlassene Dörfer, Wüstungen, auf der Bauschlotter Hochfläche.

Die weitaus verbreitetste Siedlungsform des Lößlandes ist das Dorf, im Kraichgau vor allem das große, baulich stark verdichtete Haufendorf. Größenentwicklung und Bevölkerungswachstum der Dorfsiedlungen gehen mit der Schrumpfung landwirtschaftlicher Betriebsgrößen parallel. Der Zusammenhang zwischen Betriebsgrößenstruktur und der hier vorherrschenden Erbsitte ist selten so deutlich. Gute Ertragsbedingungen, auch für arbeitsaufwendige Sonderkulturen wie den Rebbau, haben die Erbteilung von Hof und Flur begünstigt (Röhm, Huttenlocher Festschrift, S. 359). Ergebnis war häufig neben dem hohen Überbauungsgrad der Hofreite die Zersplitterung der Betriebsfläche auf mehrere, räumlich getrennt liegende Grundstücke. Oft standen die Hof- und Gebäudeflächen in anteiligem Besitz mehrerer Eigentümer. Auch Stockwerkseigentum war nicht selten. Bauvorschriften, Besitz- und Nutzungsrechte, auch Feindseligkeiten aller Art behinderten eine Verbesserung der fehlentwickelten Bausubstanz und der räumlichen Betriebsorganisation.

Strukturwandel

Die Entwicklung des ländlichen Raums in der Nachkriegszeit hat das Verhältnis von Boden und Arbeitskraft in der hergebrachten Selbstversorgungswirtschaft endgültig aufgebrochen. Die dörfliche Bevölkerung richtet sich in ihren Lebensansprüchen nach Maßstäben der Gesamtgesellschaft. Ein vergleichbares Einkommen für eine landwirtschaftliche Existenz war nur durch eine Verbesserung der Produktionsbedingungen zu erreichen. Die beengte Dorflage ließ dies nur in wenigen Fällen zu. Arbeitswirtschaftliche Ansprüche eines modernen Betriebs waren durch Neuplanung besser zu befriedigen als durch Althofsanierung innerhalb des Orts-Etters, eines Zauns, der früher das Dorf mit seinen Gärten vor dem weidenden Vieh ge-

schützt, aber auch die Siedlungsverdichtung gefördert hatte. Vernetzung und Zustand der innerdörflichen Wege waren dem schnellen motorisierten Verkehr nicht mehr gewachsen. Neue Quellen der Lärm- und Geruchsbelästigung hatten Einzug gehalten. In diesem kleinbäuerlichen Dorfsiedlungsgebiet wurde daher am frühesten mit Aussiedlungen bäuerlicher Betriebe begonnen. Nach der Aussiedlung in die Feldflur ist die Binnenlage landwirtschaftlicher Betriebe selten geworden.

Flurbereinigung

Das Siedlungsbild muß im Zusammenhang mit der Flurform gesehen werden. Eine Dorferneuerung kann nur im Rahmen einer umgreifenden Flurbereinigung ihr Ziel erreichen. Die „kreuzlaufende Kurzstreifengewannflur" war das Dokument der besitzrechtlichen Ordnung der Anbaufläche einer Gemarkung, eine Erblast auch anderer fruchtbarer Agrarlandschaften, in denen Realerbteilung herrschte. Die Parzellierung besonders wertvoller Besitzstücke war oft soweit vorgetrieben, daß man sie auf wenige Quadratmeter schrumpfen ließ.

Noch vor wenigen Jahren konnte man im Luftbild der Gemeinde Elsenz trotz extrem parzellierter Flur eine einheitliche Farbgebung zur Erntezeit feststellen: Großflächiges Gelb kontrastierte mit dem Grün in einem Drittel der Flur. Das Luftbild zeigte eine Situation, in der man noch an einer einheitlichen Nutzung von Parzellenkomplexen festhielt, die früher für die Landwirte verbindlich war. Wegen er starken Parzellierung mußten die verschiedenen Feldarbeiten der Bauern aufeinander abgestimmt werden, da nicht alle Flurstücke über das Wegenetz erreichbar waren. Überfahrtsregelungen traten an die Stelle des Wegeanschlusses. Der Anbau auf den drei Zelgen wechselte bei dieser Dreifelderwirtschaft in einer Rotation von Wintergetreide, Sommergetreide und Brache. Die Brachzelge wurde ursprünglich beweidet, zur Rückgewinnung der Bodenfruchtbarkeit durch natürliche Düngung; mit einem Zaun wurden die beiden Fruchtzelgen vor dem Weidevieh geschützt; es herrschte Flurzwang. Erst mit der verbesserten Dreifelderwirtschaft wurde auch die Brachzelge akkerbaulich, durch den Anbau einer Brachfrucht genutzt. So findet die Streu- oder Gemengelage der Besitzstücke, d. h. der bisherige regellos über die Flur gestreute Grundbesitz der bäuerlichen Betriebe, ihre Erklärung: Bei zelgengebundenem Anbau und Weidegang war die Existenz eines Einzelnen nur durch die Streulage seines Besitzes in den verschiedenen Flurteilen gesichert. Eine einheitliche Farbgebung infolge gleichartiger Nutzung, trotz Ablösung von Flurzwang und Beweidung, hatte sich nur an wenigen Stellen bis in die Gegenwart erhalten. Zumeist war sie in das buntscheckige Farbmosaik individuell geregelter Nutzung der Flurstücke in freier Fruchtfolge aufgelöst. Beide Erscheinungen sind Zeichen erschwerter Arbeitsbedingungen, sowie großen Zeit- und Kostenaufwands.

Strukturschwäche war die Grundsituation der Freiteilbarkeitsgebiete: Kleinbäuerliche, kapitalschwache Betriebe, Besitzzersplitterung, weite Feldentfernungen, beengte Hofstellen infolge fortschreitender Überbauung, überalterte und unzureichend ausgestattete Gebäude, Behinderung der Ausfahrten. Ihre typischen Folgen: Starke Bodenbewegung, unangemessener Anteil von Pachtland, Gebäudeverfall, Berufswechsel der jungen Generation, Entvölkerung des ländlichen Raums, um nur einige zu nennen.

Modellbeispiel der Neuordnung

Die ersten zukunftsweisenden Modellversuche einer Gesamterneuerung von Dorf und Flur wurden in Stebbach gemacht. Die Flurbereinigung hat die Feldmark grundlegend gewandelt: An die Stelle einer schmalstreifig parzellierten Gewannflur sind breite Flurblöcke einer „Blockflur" getreten. Ihre

durchschnittliche Größe beträgt 2,1 ha, überschreitet also die Mindestgröße für den Einsatz von Vollerntemaschinen; vor der Umlegung hatte ein „Handtuch" im Durchschnitt nur 0,14 ha! 98 Betriebe bewirtschafteten damals etwa 5000 solcher Parzellen auf einer Fläche von 794 ha. Der Zusammenlegungsgrad liegt bei 15:1. Zur Erschließung der Felder wurden 20 km Wege angelegt, zur Hälfte mit einer Schotter- oder Asphaltdecke; 9 km Gräben, 12 ha Drainierungsflächen wurden neu geschaffen, außerdem Reihenpflanzungen für Windschutz und Landschaftspflege. Durch diese Maßnahmen wurden fast optimale Arbeitsbedingungen für die ausgesiedelten Betriebe geschaffen; man vermied eine Vereinödung, weil sich eine Gruppensiedlung leichter versorgen und an das Dorf mit seinen Einrichtungen anbinden läßt.

Flurbereinigungen und Aussiedlungen der vergangenen Jahrzehnte waren die tiefgreifendsten Eingriffe des Menschen in den ländlichen Raum seit den Rodungen des Mittelalters. Sie haben zwar neue Möglichkeiten der Mechanisierung, der Rationalisierung der festen und beweglichen Ausstattung ermöglicht und damit eine gewaltige Steigerung der Produktivität bei geringerem Arbeitseinsatz bewirkt, das Streben nach einer Einkommensparität mit dem Durchschnitt der Erwerbstätigen hat den Landwirt aber auch bewogen, durch weitere Betriebsvereinfachung, Aufstockung und Kapitaleinsatz neue Pflichten und Lasten und damit wirtschaftliche Risiken zu übernehmen, von den ökologischen Gefahren durch Beseitigung natürlicher Ökosysteme und vermehrter Düngung der beackerten Flächen ganz zu schweigen.

Der von den Agrarbetrieben verlassene Dorfkern war besonders erneuerungsbedürftig. Da fast die Hälfte des Baubestandes überaltert und für eine moderne Wohnnutzung nicht mehr brauchbar war, da sich also eine Einzelsanierung aus baulichen und hygieni-

Wössingen, Zementwerk, Zeichnung von Richard Bellm, 1985

schen, aber auch aus besitzrechtlichen und arbeitstechnischen Gründen zumeist nicht mehr lohnte, entschloß man sich zur Gesamtsanierung: Mit der „Auskernung", dem Abriß also der oft funktionslos gewordenen Bauten wurde eine tabula rasa von etwa 5 ha geschaffen, die ein Bündel von Maßnahmen möglich machte: Neuregelung der Verkehrsverhältnisse (innerörtliche Verbindungswege, Fußgängerbereiche, Zufahrten, Autoparkplätze, Omnibushaltebuchten), Bereitstellung von zweckmäßig geformten Flächen in zentraler Lage, die den Einsatz von Kapital für zentrale Einrichtungen eines ländlichen tertiären Sektors lohnend erscheinen ließen, Freiraum für individuelle Erholung und gesellschaftliches Zusammenleben. Der von Dienstleistungsunternehmen gesäumte Dorfplatz zeigt sich heute als ein mit Grünflächen, Blumenrabatten, Baumgruppen und einem Springbrunnen geschmückter Binnenraum. Die Kontrastierung des alten, giebelständigen, im landesüblichen Fachwerk errichteten Rathauses mit dem aus einem Architektenwettbewerb hervorgegangenen Rathauses in moderner Flachbauweise läßt das Bestreben erkennen, städtischen Ansprüchen gerecht zu werden, auch wenn das Dorfbild gestört wird. Seit dem Jahr des Denkmalschutzes mehren sich kritische Stimmen, die behaupten, man habe Stebbach zwar saniert, seine geschichtliche Identität aber zerstört. Die Bezeichnung „Kahlschlagsanierung" ist häufig zu hören.

Der Trend der die 60er Jahre bestimmenden Abwanderung ist jedenfalls gebrochen. Mit einer leichten, aber stetigen Zunahme der Wohnbevölkerung, die sich in einer geordneten Neubauzone niederließ, zeigt Stebbach die typischen Merkmale einer florierenden Wohngemeinde außerhalb der Entwicklungsachsen. Die mit dem Strukturwandel oft verbundenen Folgen der Kernfäule, der unkontrollierten Auswucherungen („Zersiedelung"), des geringen Versorgungsgrads der Einwohner und das Brachfallen von Flurteilen konnten weitgehend verhindert werden. Die Arbeits- und Ausbildungsplätze müssen freilich in täglichen Pendelwanderungen außerhalb der Gemarkung aufgesucht werden. Das dörfliche Handwerk ist mit dem Aufkommen der Massenfertigung verschwunden, aber einige gewerbliche Kleinbetriebe haben Fuß gefaßt. Die Möglichkeit des Sonderkulturanbaus bindet noch heute viele Auspendler an die Landbewirtschaftung (Abstockung zum Nebenerwerbsbetrieb).

Kürnbach ist ein Musterbeispiel für eine besonders starke Siedlungsverdichtung, durch Befestigungsanlagen verstärkt, im Weinland. Eine in mehreren Stufen durchgeführte Dorfsanierung und ein Zusammenlegungsverfahren mit Aussiedlungen haben die Verhältnisse von Grund auf geändert.

Weinbau und Rebflurbereinigung

Der engen Ortsverbauung entsprachen die extrem parzellierten Wein-„Berge". Es sind Rückzugslagen des vor der Zeit der verheerenden Kriege und Rebkrankheiten sehr viel weiter verbreiteten Weinbaus. Zu den guten regionalen Klimabedingungen treten hier kleinklimatische Gunstfaktoren in bestimmten Höhenlagen der Süd- und Südwesthänge. Sie erwärmen sich schnell und werden durch Fröste vergleichsweise wenig gefährdet, da kalte Luft abfließt, also eher tiefe Lagen schädigt.

Der Neigungswinkel der Hänge bedingt Strahlungsgewinn, aber auch die Gefahr verstärkter Bodenerosion. Immer wieder mußten die Weinbauern die abgespülte Erde mühsam hangaufwärts schleppen, sofern sie nicht bei katastrophenartigen Niederschlägen in fernen Talauen zur Ablagerung gekommen war. Namen wie Leimbach oder Dreckwalz weisen auf die Schwebstoffführung und die Abtragung hin, der besonders Lößlehm und Keupermergel unterliegen. Terrassierung und Anlage von Weinbergsmauern waren Versuche, die Hangbewegung aufzuhalten. Schon der Arbeitsanfall zur Bo-

denpflege zeigt den hohen Intensitätsgrad der alten Terrassenkulturen. Dazu kommt der große Pflegebedarf der Weinrebe. Bei keiner anderen Kultur ist die Zerstückelung des Grundbesitzes so weit fortgeschritten. Keine andere Kultur hat eine ähnlich verdichtende Wirkung auf Bevölkerung und Siedlung ausgeübt wie der Rebbau, lokal wie regional im Stufenvorland des Keupers wie an den Abhängen zur Ebene. Das Erntegut braucht weniger Bergeraum; Weingärtnerhäuser konnten daher enger zusammenrükken. Keine Kultur unterlag aber auch solch großen Schwankungen des Ertrags wie der Anbaufläche. Oft wurden die hangparallelen Weinbergterrassen aufgelassen oder für weniger arbeitsintensive Nachfolgekulturen genutzt, z. B. Beerensträucher.

Das neue Rebland ist nach arbeitssparenden Gesichtspunkten gestaltet. Die Rebflurbereinigung — im Kürnbacher Weinbaugebiet Morforst wurde sie 1968 durchgeführt — verlangte beträchtliche Kapitalinvestitionen: Schaufellader und Planierraupen kamen zum Einsatz, um die Hangneigung auf ein geringeres Maß zurückzuhobeln, Steinwälle und Stützmauern zu beseitigen. Breite, asphaltierte, hangparallele Wirtschaftswege bilden heute das Grundgerüst der Erschließung, auch für schwere Maschineneinheiten. Weitständige, monoton wirkende Drahtanlagen haben die herkömmlichen Rebpfähle ersetzt. So wurde motorisierten oder durch Seilwinden gezogenen Bearbeitungsgeräten für Boden und Pflanzen Zugang geschaffen.

Einer wachsenden Erosionsgefahr durch Pflugeinsatz oder die Verwendung schwerer Maschinen, die den Boden in der Hangneigung zu sehr freisetzten oder verdichteten, war man sich in einem rein ökonomisch befangenen Denken meist nicht bewußt. Zu Auffanggräben und Wasserstaffeln sind inzwischen auch weitere bodensichernde Maßnahmen hinzugekommen. Die durch den Kapitaleinsatz erhöhte Arbeitsproduktivität hat einer Verringerung der im Weinbau Tätigen möglich gemacht und trotzdem eine Zunahme der Wertschöpfung erzielt, sowohl nach Menge wie Güte des Ertrags. Doch stößt man nun an die Grenze der Aufnahmefähigkeit des Marktes. Gelegentlich erledigt eine Mißernte die Aufgabe der Mengenbeschränkung — wie im Jahre 1984 nach zwei Überschußjahren. Die Konkurrenz der Sonnenländer Südeuropas wird die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen im EG-Markt erneut verändern. Die Kellereitechnik der Zentralgenossenschaft in Wiesloch, wohin fast die ganze Weinlese des ehemals badischen Kraichgaus in großen Tankwagen befördert wird, strebt daher Spitzenweine an.

Zuckerrübenanbau

Die Leitkultur der tiefgründigen Lößflächen, wird durch die Kontingentierung der Zukkerfabrik eingeschränkt, nach dem Maß ihrer Kapazität und den Absatzmöglichkeiten. Die Verarbeitung erfolgt außerhalb des Kraichgaus, da er als Wassermangelgebiet den großen Wasserbedarf nicht befriedigen kann. Zuckerrübenanbau gehört heute zu den lohnendsten Betriebszweigen der Landwirtschaft auf den Gäuflächen. Er hat, obwohl die Zuckerrübe als Hackfrucht gilt, seinen arbeitsintensiven Charakter, der ihm früher eine Grenze setzte, verloren. Die Entwicklung der Verfahrenstechniken, der überbetriebliche Maschineneinsatz und die günstigen Transporteinrichtungen haben den Arbeitsaufwand gedrosselt.

Natursteine, Baustoffe

Die rohstoffständige Natursteinindustrie hat ihre frühere Bedeutung für die Bauwirtschaft, die Erwerbsstruktur und die Physiognomie der Siedlungen, wie in der „Baustoffprovinz“ des Keupersandsteins im Ost-Kraichgau, eingebüßt. Der Beton hat als Baustoff die Rolle des Natursteins übernommen. Für die Zementherstellung bietet das an mineralischen Bodenschätzen arme Gäuland dort die Voraussetzungen, wo man günstig

Zu- und Abfahrten hat. So finden sich ältere Zementwerke im Muschelkalktal des Neckars und am Gebirgsabfall im Westen. Mit der Wiederaufbauphase der Nachkriegszeit fällt die Gründung des Portlandwerks Wössingen zusammen. Seinen Fortbestand verdankt es wie die anderen Werke den guten Abbauverhältnissen, der technischen Ausstattung und der Nachfrage in dem Raum bisher lebhafter, nun aber abklingender Bautätigkeit. Die Planung von Erweiterungen und Neuinvestitionen zeigt einen optimistischen Blick in die Zukunft mit dem Bedarf des Schnellbahnbaus (1985). Das Werk kann als idealtypisches Beispiel der Rohstoffständigkeit eines Verarbeitungsbetriebs dienen. Eine kleine Arbeitsgruppe schiebt die Abbauwand durch Großlochsprengung in die flachlagernde Muschelkalkplatte vor, Schaufellader und Transportbänder befördern das Rohmaterial in die Mühlen, die immer genügend Vorrat schaffen, um die Öfen kontinuierlich zu beschicken. Der durch Sintern gewonnene Zementklinker wird erneut gemahlen, mit Zusätzen für verschiedene Zementsorten vermengt und in Silos zum Abtransport über die Straße gelagert. Das ist ein Vorgang, der heute eine größere Belastung darstellt als die Entwicklung von Staub bei der Produktion, denn dieser wird fast vollständig wieder in die Produktion zurückgeführt.

Salinen und Bäderwesen

Wesentlich früher wurde der mineralische Reichtum der Tiefe gefördert. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts (1815) brachte man auf württembergischem Boden eine Bohrung in das Salzgebirge des mittleren Muschelkalks nieder. Kurz danach erfolgte eine Bohrung in dem damals hessischen Wimpfen. Schließlich nahm auch Baden am Wettbewerb um das wirtschaftlich bedeutende Salzvorkommen teil, in der Nähe der Grenze und unmittelbarer Nachbarschaft zu seinen Konkurrenten. Schon 1823 wurde die Ludwigssaline in Rappenau feierlich eröffnet und das Siedehaus mit 4 Pfannen, in denen die Sole aus 180 m Tiefe zu Speisesalz gesotten wurde, eingeweiht. Die Saline mit ihren mächtigen Schornsteinen kam in den letzten Jahren zum Abbruch, um für den Ausbau von Kureinrichtungen Platz zu machen. Sole wird heute nur noch für den Badebetrieb gefördert; er wurde schon im Jahre 1833 mit 100 Kurgästen in diesem ältesten badischen Solebad eröffnet. Heute erfolgt das Badeleben in kommunaler Eigenregie mit dem Ergebnis, daß man über 2000 Kurbetten verfügt, daß die Zahl der Übernachtungen seit Anfang der 70er Jahre eine halbe Million übersteigt. Lange hat es jedoch gedauert, bis dem Kraichgaudorf der begehrte Titel „Bad" verliehen wurde (1930), obwohl es schon in die Mittelgruppe des an Bädern nicht armen Landes aufgerückt war. Schließlich wurde nach dem kommunalen Zusammenschluß im Jahre 1973 dem neuen Gemeinwesen mit 14 000 Einwohnern — das Kerndorf hatte inzwischen 7000 — sogar der Titel „Stadt" zuerkannt.

Das Solebad wirbt heute für Kuren gegen chronische Infektions- und Konstitutionskrankheiten (Bronchial- und Rheumaleiden); Bewegungstherapie spielt eine dominierende Rolle. Das in einer mittleren Meereshöhe von 235 m ausgebildete Lokalklima wird mit einer Jahresdurchschnittstemperatur von 17,3 °C, ausreichendem Sonnenschein — besonders im Winter — und mäßigen Niederschlägen als besonders schonend ausgewiesen und empfohlen. Mit seiner Aufgeschlossenheit für die Erfordernisse der Zeit hat das „ländliche Heilbad" hinsichtlich der Menge der Kurbetten, der Zahl der Gäste und der Durchschnittsdauer der Kuraufenthalte die Bädergruppe weit hinter sich gelassen. Dies gilt besonders für Wimpfen, das sich heute auch mit dem Titel „Bad" schmückt, aber nicht über die räumlichen Entfaltungsmöglichkeiten verfügt. Dagegen besitzt das einst nachgeordnete Rappenau als begehrter Wohnort in ländlicher Umgebung heute eine der höchsten Bevölkerungswachstumsraten.

Auch die Bädergruppe am Westrand des Kraichgaus hat sich kräftig entwickelt. Hier stammen Wässer aus schwefelhaltigen Schichten des Jura, der sich in der Muldenachse erhalten hat. Die unter dem Namen der baufreudigen Barockfürsten Schönborn als Bad Schönborn zusammengeschlossenen Badeorte Mingolsheim und Langenbrücken stehen in der Reihe der an das Spaltensystem am Ostrand des Oberrheingrabens gebundenen Thermen.

Industrieentwicklung

Hier, wo in tektonisch tiefster Lage die Grenze des Kraichgaus morphologisch kaum zu bestimmen ist, hat sich in mehrerer Hinsicht eine Sondersituation ergeben. Klima und Boden ermöglichen Sonderkulturen der verschiedensten Art. Auch die Verkehrslage ist günstiger als im inneren Kraichgau; früher als dort ist hier der Anschluß an die Eisenbahn erfolgt.

Für das besonders verdichtete Großdorf Östringen, das sich seit 1981 „Stadt" nennen darf, wurde Tabakanbau und Tabakverarbeitung stützend und stabilisierend. Der im 17. Jahrhundert durch am Oberrhein angesiedelte Exulanten eingeführte Tabak breitete sich, gefördert durch die Speyerischen Fürstbischöfe, von den Innovationszentren der Ebene in den Kraichgaurand aus. Hier entstanden auch durch ihre Initiative die ersten, kaum mechanisierten Kleinbetriebe der Tabakverarbeitung. Wirtschaftliche Not im Gefolge von Weinbaukrisen begünstigten den Innovationsprozeß, die Ausweitung der Produktion von Rohtabak und Zigarren. Die Manufakturen setzten keine technischen Kenntnisse und Fertigkeiten voraus; so konnten sie mit Filialbetrieben der in großer Zahl freiwerdenden billigen Arbeitskraft in den kleinbäuerlichen Gemeinden nachrükken. Absatzkrisen und saisonbedingte Fluktuationen der halbbäuerlichen Arbeitnehmer waren durch die Betriebe auszugleichen, ohne daß große soziale Härten entstanden. So gab es am Anfang dieses Jahrhunderts kaum ein Dorf, das nicht von kleinen Zigarren„fabriken" durchsetzt war. Sie fielen, da sie in einfachen Räumen unterzubringen waren, im Siedlungsbild weniger auf als die physiognomisch so auffälligen Trockenspeicher der Erzeugerbetriebe bzw. -gemeinschaften. Östringen besaß in der Zwischenkriegszeit allein 20 Betriebe der Tabakverarbeitung, wobei kleinere Unternehmen sicher nicht mitgezählt sind.

Der letzte Zweigbetrieb wurde im Jahre 1980 aufgegeben. Änderung der Verbrauchergewohnheiten (Vormarsch von Zigarette, Virginia- und Orienttabaken), Gefährdung durch Pflanzenkrankheiten, Rationalisierung und Technisierung der Arbeitsprozesse hatten der Blüte der kleinen Betriebseinheiten, die der billigen Arbeitskraft nachgezogen waren, den Garaus gemacht. Die Verarbeitung zog sich auf die Innovationskerne an den Binnen- und Seehäfen zurück.

Die Anbaumöglichkeiten für Intensivkulturen haben die Realteilung gefördert, nichtagrarische Teilzeitarbeit konnte die Existenz von Kleinstbetrieben sichern und der Bevölkerungsverdichtung Vorschub leisten. So reichte das Angebot des dicht besiedelten Raums an männlicher Arbeitskraft aus, um den Bedarf eines industriellen Großbetriebs, der hier in den 60er Jahren seine Produktion aufnahm, zu befriedigen. Die Standortentscheidung des englischen Chemie-Weltkonzerns ICI erfolgte im Hinblick auf den sich bildenden Markt der Europäischen Gemeinschaft nahe einer seiner wichtigsten Entwicklungsachsen. Die Nähe der Autobahn, durch eine Auffahrt ohne Umwege zugänglich, erwies sich als besonders günstiger Standortfaktor. Entscheidend für die Standortwahl war das große Arbeitskräfteangebot. Die für die Produktion benötigten Mitarbeiter konnten problemlos angeworben werden, ohne daß andere Betriebe in eine Krise gerieten.

Industriestandorte

Die Zeit der Vollbeschäftigung ist vorüber. Arbeitskräfteknappheit hatte eine Dispersion unternehmerischer Initiativen und Aktivitäten in die ländlichen Gebiete in Gang gesetzt. Die Dezentralisierung wurde durch regionalpolitisch motivierten Ausbau der Verkehrsnetze und die dadurch wachsende Mobilität gefördert. Das Angebot von Steuervorteilen, von niedrigen Boden- und Mietpreisen für Grundstücke jeglichen Zuschnitts konnten Arbeitskräfte und Flächen suchende Industriebetriebe aus den beengenden Verdichtungsräumen anlocken. Ansiedlungen entstanden besonders dort, wo die Lage schon frühe Aktivitäten begünstigt hat: An den Pforten des Kraichgaus und an den Kreuzungspunkten des Innern. Waren die älteren Industrieansätze in den Bahnhofbereichen der Schienenstränge noch recht bescheiden, in der Zeit der Vollbeschäftigung wurden sie großzügiger angelegt. Der Schienenverkehr hatte seine Vorrangstellung gegenüber dem Verkehrsträger Straße eingebüßt, die neuen Industriestandorte waren nicht mehr an die Schiene gebunden. Räumlich getrennt von diesen Industriezonen entwickelten sich weitflächige Wohngebiete, ganz auf Stichstraßen und Individualverkehr bezogen.

Zentrale Orte

Wiesloch, an der Nordwestecke des Kraichgaus, reiht sich in die Gruppe der Straßenknoten ein, die den Grabenrand begleiten. Hier kreuzen sich, die feuchten Niederungen meidend, Bergstraße und eine alte West-Ost-Verbindung vom Rheinübergang bei Speyer über Wimpfen nach Nürnberg. Durch den Eisenbahnbau wurden die Standortbedingungen nur in Nord-Süd-Richtung verstärkt. Autobahn und Motorisierung brachten Wiesloch in den Sog des Verdichtungsraums am unteren Neckar, vermittelten aber zugleich auch — nach dem regionalpolitischen Konzept der Auflockerung von Industrieballungen und der Diffusion wirtschaftlicher Tätigkeiten — der jahrhundertelang stagnierenden Kleinstadt wirksame Entwicklungsimpulse. Altstadtsanierung, Ausbau und Ausstattung der Kernstadt zu einem leistungsfähigen Mittelzentrum an der Peripherie des Verdichtungsraums hat jedoch zu baulichen Veränderungen geführt, die nicht immer als geglückt bezeichnet werden können.

„Verkehrsdrehscheibe" nennt eine Untersuchung über „Die Wirtschaft im Mittelbereich Bruchsal" der Industrie- und Handelskammer Mittlerer Oberrhein aus dem Jahre 1983 das Mittelzentrum *Bruchsal*. Seine Bedeutung als Straßen- und Eisenbahnknoten, die bereits in der Vorkriegszeit bestand, hatte für die Stadt verheerende Folgen. Drei Viertel des Baubestands fielen noch in der Schlußphase des Krieges Luftangriffen zum Opfer. Ein Teil der Häuser erfuhr einen schnellen Wiederaufbau, andere wurden der Einkaufszentralität geopfert (Parkflächen um den alten Burgturm, den Kristallisationspunkt der Stadt) oder durch moderne Zweckbauten ersetzt. „Der starke Durchgangsverkehr hemmt und stört jedoch erheblich die Einkaufs- und Kommunikationsfunktion" der Innenstadt (IHK-Studie, S. 58). Die Mobilität erhöht den Konkurrenzsog der nahen Oberzentren und somit die Gefahr des Kaufkraftabflusses.

Die kriegsbedingten Substanzverluste wurden ausgeglichen, der in der Vorkriegszeit von der Tabakverarbeitung beherrscht war, zu neuem Beginn geführt und vervielfältigt (diversifiziert). Arbeitsplatzangebot und Einwohnerzahl sind jedoch konjunkturellen Schwankungen unterworfen; besonders die „erwerbsstarken und mobilen" Arbeitnehmer zeigen Abwanderungstendenz. Kaufkraftverluste werden spürbar.

Der konjunkturellen Anfälligkeit sucht die Stadt nicht nur mit attraktiven Einkaufsmöglichkeiten und Flächenangeboten für das produzierende Gewerbe entgegenzuwirken, sondern auch mit kulturellen Aktivitäten, die sich auf das wiederaufgebaute fürstbischöfli-

che Residenzschloß konzentrieren, das großartige Werk barocker Baukunst von europäischem Rang. Die Stadt hat sich weit über den Schloßbezirk hinaus entfaltet, sich einen breiten Bildungssektor gesichert, wenngleich nach der Kreisreform viele Funktionen an die nahe Großstadt Karlsruhe, die junge Gründungsstadt mit ihrer einst gleichrangigen Residenz, verloren gingen.

Das zur ältesten Siedlungsgeneration zählende *Grötzingen* (Ersterwähnung des -ingen-Orts 991), das den südlichsten Talausgang der Kraichgaustädte besetzt, dessen topographische Lage durch die Ansatzstelle des schwach geneigten Schwemmkegels der Pfinz markiert ist, Grötzingen, die Muttersiedlung der Niederterrassenstadt Durlach und damit die Großmutter der ebenen Planstadt Karlsruhe, ist nicht Stadt, nur städtischer Ortsteil, d. h. administrativ in die Großstadt eingegliedert worden, nachdem das großstädtische Wachstum die räumlichen Distanzen überwuchert hatte. Grötzingen ist ein Beispiel der Vergroßstädterung und der sich verstärkenden Hierarchisierung der Zentren, zugleich aber auch für die sogenannte Stadtflucht, der Präferenz der Städter also für ein Leben auf dem Lande, frei von den Belastungen der Innenstädte.

Belastungen durch den Individualverkehr sind freilich in den kleinen Kraichgaustädten eher stärker spürbar, bauliche Veränderungen der Hauptstraßen unangemessener — wie etwa in *Sinsheim*, dem zentralen Ort des nördlichen Kraichgaus. Die Marktstraße, die das Altstadtoval in der Längsrichtung schneidet, bildet noch heute die Achse des Stadtkerns; damit fiel ihr die Rolle der Hauptgeschäftsstraße des Mittelzentrums zu mit einer Funktionsausweitung, deren Dimensionen sie nicht gewachsen war. Dieser für mittelalterliche Verhältnisse angelegten axialen Marktstraße schlossen sich schmale Eigentumsparzellen an und mit gewisser Regelmäßigkeit abknickende Gassen, gleich Rippen am Rückgrat. Die Stadtentwicklung gründet sich also auf einen rippenförmigen Grundriß innerhalb einer Fläche von 4 ha mit kleinbürgerlichem und bäuerlichem Zuschnitt; ein Patriziat hat es sicher nicht gegeben. Der alte Baubestand hat nach Bränden und Zerstörungen der Bauern- und Franzosenkriege mehrfach sein Gesicht geändert; die Abstimmung auf das Ensemble schien gewahrt, das Eingriffe der Gegenwart aber empfindlich stören. Die Vertikalentwicklung ist eher erträglich im Bereich des einstigen Obertors, wo sich eine Hochbebauung mit einem Funktionsschwerpunkt dem Altstadtring anfügte. Der Konzentration städtischer Funktionen im Kernbereich stehen die pilzartig in der Peripherie wuchernden Neubaugebiete gegenüber. An beiden Erscheinungen läßt sich die sprunghafte Entwicklung der Nachkriegsjahre ablesen. Als Auslöser des Wachstums nach jahrhundertelanger Stagnation kann die Verkehrsentwicklung angesehen werden. Angelockt durch den Eisenbahnbau ließen sich kleinere Betriebe der Metall- und Holzverarbeitung in einem am Gleiskörper entlang laufenden Fabrikstreifen nieder, der so locker bebaut war, daß heute dort eine Erholungszone eingerichtet werden konnte mit Stadthalle und Sportzentrum.

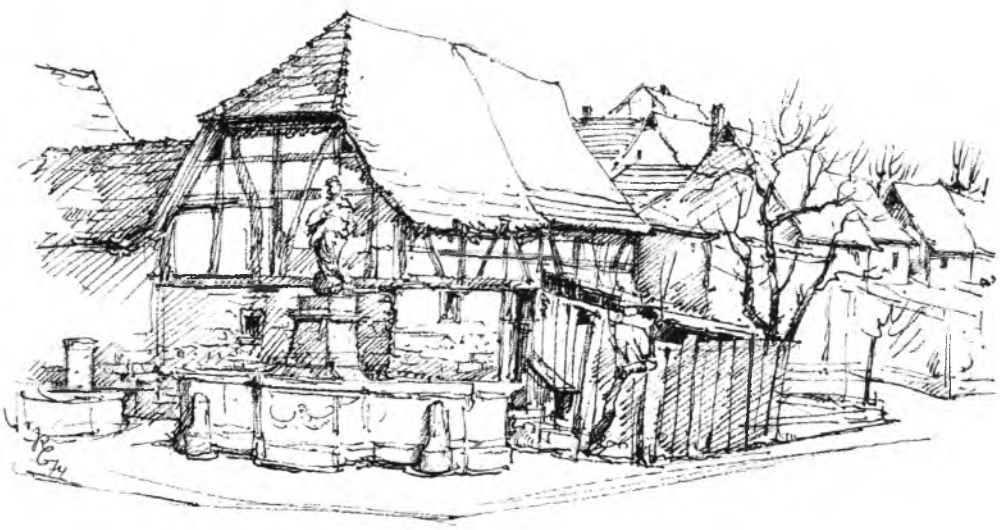
Die Einwohnerzahl stieg explosionsartig durch die Aufnahme von Heimatvertriebenen und Evakuierten. Förderungsprogramme des Landes für wirtschaftlich schwach strukturierte Gebiete setzten weitere Arbeitskräfte aus der kleinbäuerlichen Landwirtschaft frei und gaben das Startzeichen für den Aufschwung der gewerblichen Wirtschaft mit einem großen Angebot neuer Arbeitsplätze. Ihre Expansion erfolgte vor allem nach der Fertigstellung der Kraichgau-Autobahn im Jahr 1968, einer Art Querspange zwischen den Verdichtungsräumen am mittleren und unteren Neckar. In den Jahren 1969—1974 ließen sich 8 Betriebe hier nieder, vor allem Zulieferer der Großindustrie (A. Schlitt in Kraichgau, F. 2, S. 69). Ihre Belieferung erfolgt ausschließlich über die Straße durch Speditionen und eigene Fahrzeugparks. Mit der Schaffung dieser Arbeitsplätze, vor allem

in der großflächigen Industriezone entlang der Autobahnauffahrt, ist Sinsheim zum bedeutendsten Einpendlerzielort, zugleich auch zum stärksten Zuwanderungspol des nördlichen Kraichgaus geworden. Das Ausmaß dieses Wachstums — annähernd Verdreifachung der Bevölkerung der Kernstadt von 3900 auf 9644 zwischen 1939 und 1980 — läßt sich an der Neubautätigkeit ermessen, die in wenigen Jahren zu einer Verdoppelung der überbauten Fläche führte (K. Deutsch, S. 106). Durch den Industrialisierungsschub hat Sinsheim die Stagnationsphase als Landstadt hinter sich gelassen und sich als industrieller Randkern an die Aktivräume angeschlossen.

Durch die Kreisreform verlor die als Mittelzentrum ausgestattete Stadt zwar eine Reihe von Funktionen an das Oberzentrum im Verdichtungsraum am unteren Neckar, konnte aber durch die Kommunalreform 12 Gemeinden als Teilorte wiedergewinnen. Für sie nimmt Sinsheim als Große Kreisstadt Funktionen des Landratsamtes wahr (80% der Landkreisaufgaben). Mit diesen Ortsteilen hatte die Stadt im Jahre 1980 eine Einwohnerzahl von 26 177 erreicht.

Auch *Bretten*, der einstige Sitz des Kraichgaugrafen und heute das Zentrum des südlichen Kraichgaus, erlebte die stürmischste Entwicklung in der Nachkriegszeit. Mehr als alle anderen Städte hatte Bretten schon früher den Charakter einer Gewerbestadt; älter und bedeutender war ihre Handwerkerschicht, die sich vor allem der Textil- und Lederverarbeitung widmete. Das heutige Wirtschaftsleben wird von Industriebetrieben geprägt, von denen sich einige aus dem Handwerk zu Großfirmen entwickelt haben. Die beiden bekanntesten Großunternehmen gehören der metallverarbeitenden Industrie an und sind spezialisiert auf Haushaltsmaschinen und Kücheneinrichtungen der verschiedensten Art. Die schnelle Reaktion auf den großen Nachkriegsbedarf und die sich ändernden Verbrauchergewohnheiten, die Schaffung weltweiter Handelsbeziehungen aufgrund eines hervorragenden Qualitätsimage haben zu einer gewaltigen Ausweitung der Produktion mit hohem Exportanteil ge-

Langenbrücken, Zeichnung von Richard Bellm, 1985



führt. Zweigwerke wurden notwendig, nachdem Boden- und Arbeitsmarkt erschöpft waren. Ein Ring von Zuliefererbetrieben der Elektrotechnik, der Feinmechanik und Kunststoffverarbeitung entstand.

Bretten hat heute wieder fast 10 000 Arbeitsplätze anzubieten und ist bestrebt, das Angebot zu erhöhen durch Anlage und Ausbau eines neuen Industriegebiets seit dem Ende der 70er Jahre. Konjunktureinbrüche in der Mitte der 70er und erneut zu Beginn der 80er Jahre mit einem Anstieg der Arbeitslosenzahlen weit über den Landesdurchschnitt hinaus hatten in erschreckender Weise auf die Gefahr einer Monostruktur für die örtliche Wirtschaft aufmerksam gemacht. Der in die Krise geratene Großbetrieb mußte sein Produktionsprogramm straffen, um die Zahl der Arbeitsplätze annähernd erhalten zu können.

Die Entwicklung zur Industriegesellschaft hat ein bislang unbekanntes Anwachsen der Bevölkerung begründet. Vom Ende des 2. Weltkriegs bis zum Jahre 1970 konnte die Kernstadt ihre Einwohnerzahl verdoppeln; inzwischen (1984) ist sie leicht zurückgegangen, dagegen in den eingemeindeten Teilorten so angestiegen, daß man von einer Vervierfachung der Bevölkerung (Gesamtstadt) sprechen kann.

„Mehr als die Hälfte aller Wohnungen Brettens sind nach 1950 errichtet worden" (Deutsch, S. 104), ein fast geschlossener Ring neuer Wohnsiedlungen. Neben aufgelockerten Eigenheimgebieten entstanden Konzentrationen der Wohnfunktion in mehrgeschossigen Hochbauten. Trotz der Wanderungsgewinne reicht das Arbeitskräftepotential der Stadt nicht aus; fast 4000 Einpendler aus dem Umland suchen täglich ihre Arbeitsplätze in Bretten auf. Um die Verkehrsströme besser bewältigen zu können, steht eine Anbindung Brettens an das Nahverkehrsnetz des Oberzentrums Karlsruhe zur Diskussion. Mag man sich noch so positiv zum Ausbau öffentlicher Verkehrssysteme einstellen, muß man doch fragen, ob der Sog der nahen Großstadt sich nicht dadurch verstärken wird. Schon heute besteht — nach einer Untersuchung zur Einzelhandelsstruktur der Großen Kreisstadt Bretten, im Auftrag der Industrie- und Handelskammer Mittlerer Oberrhein aus dem Jahre 1980 — nur noch eine „Kaufkraftbindung von weniger als 50% bei Gütern des mittel- und langfristigen Bedarfs" nach Bretten. Die Ströme der Einkaufspendler richten sich also vermehrt nach den besser ausgestatteten Oberzentren Karlsruhe und Pforzheim, Kaufkraft fließt ab.

An einem Standort ohne Eisenbahnanschluß, aber in enger Verbindung mit der aufstrebenden Brettener Industrie entstand in dem bis in die Vorkriegsepoche hinein noch vorwiegend bäuerlich bestimmten Dorf *Oberderdingen* durch unternehmerische Initiative in der Wiederaufbauphase der Nachkriegszeit ein weiterer industrieller Schwerpunkt. Ausgerichtet auf den steigenden Bedarf konnten sich zwei Firmen der Metallverarbeitung aus kleinen Anfängen zu Großbetrieben entwikkeln. Ihr rascher Aufstieg stützte sich auf die Verarbeitung von nichtrostendem Stahl für Spültischabdeckungen, auf eine technisch hochwertige Serienfertigung von Elementen für Kücheneinrichtungen, für Haushaltstechnik und, mit der jüngsten Produktionsausweitung, für Medizintechnik.

Man konnte das Arbeitskräftepotential des Vorlandes am Stufenrand der Keuperberge nutzen, in dem sich durch Verdienstmöglichkeiten in Weinbau und Steinbrucharbeit eine hohe Bevölkerungsdichte gebildet hatte. Neben den aus der Landwirtschaft ausscheidenden Arbeitskräften wurden Heimatvertriebene und Gastarbeiter angeworben. Der Pendlereinzugsbereich zog immer weitere Kreise; die Zahl der einpendelnden Arbeitnehmer erreichte schließlich höhere Werte als die ansässige Wohnbevölkerung. Gegenüber dem traditionellen Auspendeln in die benachbarten Verdichtungsräume verstärkte sich die innerräumliche Pendelwanderung.

Stebbach, Zeichnung von Richard Bellm, 1985

Ausblick

Ob die Entwicklung der Brettener Industrie, des Wachstumsmotors der Nachkriegsjahre ihren Schwung beibehält, muß die Zukunft zeigen. Für Prognosen gibt es zu wenige Anhaltspunkte bei der wachsenden Komplexität unserer Wirtschaft. Dem kometenhaften Aufstieg folgte eine Zeit der Erschütterung und Krise. Kaum hatte der Aufsteiger eine gleichgerichtete Produktionseinheit übernommen, geriet er selbst in den Sog branchenübergreifender Konzerne, wurde er selbst in ein größeres Organisationskonzept einbezogen, mußte sich den Entscheidungen überregional wirkender Verbände einordnen.

Nicht nur für Landwirtschaft und Handwerk haben sich die traditionellen Bedingungen radikal geändert. Struktur- und regionalpolitische Maßnahmen haben den Wandel wirksam unterstützt. Der Ausbau der Infrastruktur und des Bildungswesens war auf Beseitigung, mindestens aber Verringerung räumlicher Disparitäten, auf Egalisierung der Lebensbedingungen durch engere Verflechtung und Leistungsaustausch zwischen Städten und deren Umland gerichtet. Förderung von Klein- und Mittelbetrieben, Starthilfen zu Firmengründungen, Begünstigung von Eigentumserwerb galten auch der Entlastung der Städte und der regionalen Entwicklung. Die regionalen Zentren, die Kernstädte der Regionen liegen traditionell außerhalb des Kraichgaus, im oberrheinischen Tiefland und am mittleren Neckar. Ihnen hat man durch die Kreisreform aus Gründen der Vereinheitlichung der Verwaltung, von der man eine Vereinfachung und Kostenersparnis erwartete, die Entscheidungsgremien zugeordnet, sie wurden damit als Schwerpunkt der Entwicklung, als Wachstumspole bestätigt.

Ein mehrstufiges Netz von kleineren Schwerpunkten und verbindenden Entwicklungsachsen, ein punkt-axiales Konzept also, gilt zwar als Leitbild der Landesplanung und Raumordnung, aber es gibt eine Reihe von Anhaltspunkten für die Prognose einer umgekehrten Tendenz, einer stärkeren regionaler Differenzierung, einer Schwächung der Wirtschaft ländlicher Gebiete.

Wissenschaft und Forschung, auch die neue Einrichtung von Technologiezentren sind den großen Städten zugeordnet. Sie bieten Kontaktmöglichkeiten zur Anregung innovativer, Arbeitsplätze schaffender Prozesse. Mehr als je zuvor ist auch der einzelne Arbeitnehmer bereit, längere Anfahrtswege in Kauf zu nehmen zu seiner Arbeitsstätte, an der er immer weniger Zeit verbringt, deren Nähe zu zentralen Einrichtungen ihm aber viele Möglichkeiten kultureller und materieller Art bietet. Viele Anzeichen deuten auf eine Verstärkung der städtischen Hierarchie. Wird der Kraichgau seine Zukunft in der Rolle des Wohn-Umlandes der großen Städte, des Durchgangs- und Ergänzungsraums zwischen den Verdichtungsräumen zu sehen haben?

Es gibt kein Zurück zu einer selbstgenügsamen Landwirtschaft, es darf aber auch keine bedenkenlose Fortsetzung der Wachstumseuphorie geben, die zu ökologisch untragbaren Ergebnissen führen würde. Vielmehr gilt es, das Bewußtsein zu wecken für die landschaftliche Vielfalt und den Reichtum natürlicher und historischer Kostbarkeiten unserer Heimat Kraichgau. Es gilt ebenso in den Blickpunkt zu rücken, daß Landschaft als Freiraum in sich ihren Wert hat und als Erlebnis- und Erholungsraum erhalten bleiben muß.

Literatur

Bellm, R., Kloster Maulbronn, Beihefte zu Diareihen und Filmen, Karlsruhe 1979

Deutsch, K., Kulturlandschaftswandel im Kraichgau und oberen Nahebergland seit 1945, Saarbrücken 1973

Fezer, F. (Hrsg.), Topographischer Atlas Baden-Württemberg, Neumünster 1979

Fezer, F. u. Muuß, U., Luftbildatlas Baden-Württemberg, München 1971

Göhringer, A., Geologische Exkursionen in Baden, Karlsruhe 1925

Grötzbach, E., Geographische Untersuchungen über die Kleinstädte der Gegenwart in Süddeutschland, Regensburg 1963

IHK-Studien zur Einzelhandelsstruktur der Region Mittlerer Oberrhein, Große Kreisstadt Bretten, Karlsruhe 1980

IHK-Studien, Die Wirtschaft im Mittelbereich Bruchsal, Karlsruhe 1983

Meier-Hilbert, G., Sedimentologische Untersuchungen (Graul-Festschrift), Heidelberg 1974

Metz, F., Der Kraichgau, Karlsruhe 1922

Metz, F., Land und Leute, Stuttgart 1961

Metz, F., Ländergrenzen im Südwesten, Remagen 1951

Pfeifer, G. (Hrsg.), Heidelberg und die Rhein-Neckarlande, Heidelberg 1963

Pfeifer, G. (Hrsg.), Gedanken zur histor.-geogr. Karte, Graul-Festschrift, Heidelberg 1974

Röhm, H., Die Vererbung des landw. Grundeigentums in B.-W., Remagen 1957

Rudolf, B., Flurbereinigung und Dorferneuerung (Medienpaket), Stuttgart 1975

Rudolf, B., Der Kraichgau, Beihefte zu Film und Diareihe, Karlsruhe 1975/1980

Scheuerbrandt, A., Südwestdeutsche Stadttypen und Städtegruppen, Heidelberg 1972

Schottmüller, H., Der Löß als gestaltender Faktor im Kraichgau, Bad Godesberg 1961

Schröder, K. H., Weinbau und Siedlung in Württemberg, Remagen 1953

Umminger, G., Der Kraichgau, Remagen 1964

Zeitschriften

Badische Heimat, Karlsruhe

Brettener Jahrbücher, Bretten

Geographische Rundschau, Braunschweig

Kraichgau, Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung, Sinsheim

Oberrheinische Studien, Karlsruhe

Zeitschrift f.d. Geschichte des Oberrrheins, Stuttgart

Der Kraichgau

Eine wenig berühmte, aber lobenswerte Landschaft

Willy Bickel, Bretten

Wer Baden und das Oberrheingebiet nur oberflächlich kennt und selbst viele, die es zu kennen glauben, sind leicht geneigt, neben den bekannten Waldgebirgen des Schwarzwaldes und des Odenwaldes jenes dazwischenliegende Hügelland zu übersehen, das zwar mit weniger auffallenden Gegensätzen und romantischen Reizen als die Mittelgebirge ausgestattet ist, dennoch der Schönheit nicht entbehrt und mit seiner bescheidenen Lieblichkeit so viel an Reichtum und Fülle darbietet, wie kaum eine im Kranze der badischen Landschaften, den Kraichgau. In unablässigem Auf und Nieder von sanften Hügeln und breiten Tälern den Wogen eines Meeres vergleichbar, das im Süden und im Norden zwischen den hohen Ufern der Waldgebirge eingesenkt ist, erstreckt er sich von der Rheinebene im Westen bis hart an den Neckar. In diesem Raum bilden die wenig höheren, aber ausgeprägteren Bergrükken des Stromberges und des Heuchelberges in einer Gesamtausdehnung von 15—20 km von Osten her hereinragend und als besondere Landschaft Zabergäu behandelt, eine Variante. Nur der sogenannte „kleine Odenwald" im Norden auf der linken Seite des Neckar hebt sich deutlicher von der Kraichgaulandschaft ab und wird ihr nicht zugerechnet.

Im ganzen gesehen bildet der Kraichgau sowohl den augenfälligen Höhenunterschieden als auch dem geologischen Unterbau gegenüber den südlichen und nördlichen Waldgebirgen nach eine riesige Mulde. Ihre Entstehung steht in engem Zusammenhang mit den Aufwölbungen des Schwarzwaldes und des Odenwaldes, die in die erdgeschichtliche Epoche des Tertiär verlegt werden, in der die sich gegenüberliegenden Gebirgszüge des Schwarzwaldes und der Vogesen im Süden und des Odenwaldes und des Pfälzer Waldes im Norden noch nicht durch den Rheintalgraben getrennt waren. So hat der Kraichgau in der sogenannten Zaberner Senke zwischen Vogesen und Pfälzer Wald ein linksrheinisches Gegenstück.

Die im allgemeinen von Südwesten nach Nordosten verlaufende Achse der Kraichgaumulde folgt nicht genau der geometrischen Mitte, sondern zieht etwas nördlich davon von der sogenannten Langenbrückener Senke in Richtung des Steinsberges bei Sinsheim. Die anstehenden Gesteinsschichten gehören fast ausnahmslos der Trias-Formation an. Den tektonischen Muldencharakter beweisend treten an den südlichen und nördlichen Randgebieten des Kraichgaus die Buntsandsteine des Schwarzwaldes und des Odenwaldes zutage, dann folgt im Süden wie im Norden nach der Mitte zu der Muschelkalk, während im Inneren des Kraichgaus die jüngeren Keuperschichten anstehen. Der geologische Untergrund wird jedoch überdeckt von einer Löß-Lehm-Schicht, die stellenweise nur wenige Zentimeter beträgt aber häufig auch Mächtigkeiten von mehr als 10 m bis über 20 m erreicht. Diese Löß-Lehm-Schicht hat die abgerundete Form der Hügel verursacht. In einem Steppenklima der Zwischeneiszeit, hauptsächlich in der Rheinebene entstanden und von den Süd- und Südwestwinden als Staub in die Mulde geweht, ist der Löß, mehr als die Oberflächengesteine, für die Entstehung des Landschaftsbildes maßgebend geworden.

Die tiefste Stelle der Kraichgaumulde ist die schon erwähnte Langenbrückener Senke, ein

Heuchelberg, Zeichnung von Richard Bellm, 1985

ebenfalls in der Tertiärzeit erfolgter Einbruch am Westrand des Kraichgaus, der sich nördlich von Bruchsal als fast ebenes Gelände in einer Länge von etwa 10—15 km zwischen Ubstadt und Malsch nur etwa 20 m über die Rheinebene erhebt. Hier steht auch das Juragestein noch an, das in erdgeschichtlicher Zeit auch den Kraichgau überdeckt hat, und bezeichnenderweise ist diese Langenbrückener Senke auch weniger von Löß überdeckt. Bei Langenbrücken bieten die restlichen Gesteinswände einer verfüllten früheren Ölschiefergrube einen geologisch interessanten Aufschluß der Schichten des sog. Posidonienschiefers aus der Liaszeit als ein Naturdenkmal, wie es sonst in Nordbaden nirgends zu sehen ist.

Der Kraichgau ist ein *Land der Hügel,* einer Spielart der Gebirge. Außer den größtenteils trockenen Tälern gibt es hier keine Ebenen im eigentlichen Sinne. Die größte ist das sogenannte Sinsheimer Becken. Dafür sind die Hügel fast unzählig. Man spricht heute gerne vom Land der tausend Hügel. Obwohl sie nur selten eine Höhe von 300 m erreichen, werden sie auch als Berg oder aber als Buckel bezeichnet. Allerdings haben nur die Namen von ganz wenigen, die sich durch ihre Höhe oder sonstige Besonderheiten auszeichnen, Bedeutung über die einzelnen Gemarkungsgrenzen hinaus erlangt.

An erster Stelle ist der *Steinsberg* bei Sinsheim zu nennen, der als die bedeutendste Erhebung des Kraichgaus anzusprechen ist, obgleich er nicht den absolut höchsten Punkt im Kraichgau erreicht. Als Basaltkegel vulkanischen Ursprungs und damit als Fremdkörper im geologischen Unterbau der Landschaft nimmt er durch seine zentrale Lage und seine Höhe von 335 m, gekrönt von einer mächtigen Burg bzw. Burgruine, schon von alters her eine Vorrangstellung ein und wird schon von einem Chronisten des Bauernkrieges als „der Kompaß uff dem Kraichgau" bezeichnet.

Höher ist der *Wartberg* bei Pforzheim mit 377 m, der aber nur vom Enztal aus als Berg angesprochen werden kann. Er ist eigentlich nur der Steilabfall der Kalkhochfläche des sog. Pforzheim-Bauschlotter Plateaus, neuerdings Pforzheim-Bauschlotter Platte genannt. Von Pforzheims Tallage aus zeigt er sich als eindrucksvolles Gegenstück zu den Ausläufern des nördlichen Schwarzwaldes auf dem rechten Enzufer und hat nicht weniger als jene zu der reizvollen Lage der Stadt beigetragen.

Als Berg wesentlich bedeutender ist der *Turmberg* bei Durlach, der zwar nur 254 m hoch ist, aber wie ein trutziger Wächter über die Rheinebene schaut und den Eingang in das Pfinztal bewacht. Es ist daher nicht ver-

wunderlich, daß er Burgberg der Grafen von Hohenberg und später der Grafen von Grötzingen wurde und auch heute noch wie ehemals über der Markgrafenstadt Durlach Wache hält.

Geradezu zur Berühmtheit hat es der *Michaelsberg* bei Untergrombach (272 m) gebracht, auf dessen Rücken man wichtige Funde frühgeschichtlicher Kulturen aus der jüngeren Steinzeit gemacht hat, die einer ganzen Epoche, der Michelsbergkultur, den Namen gegeben hat. Die alte Siedlungs- und Kultstätte wurde später mit einer Michaelskapelle gekrönt, die erstmals 1346 erwähnt ist. Berg und Kapelle sind wegen ihrer exponierten Lage und der großartigen Fernsicht ein beliebtes Ausflugsziel, zumal neuerdings auch wieder moderne gastronomische Einrichtungen zugebaut worden sind.

Ein ähnlicher aber bescheidenerer Charakterzug zeichnet den *Letzenberg* (246 m) aus, ein Keuperrücken mit einem Aufsatz von Rotsandstein am Nordrand der Langenbrükkener Senke. Auch auf seiner Höhe fanden sich frühgeschichtliche Siedlungsspuren, und im Bauernkrieg diente er „dem hellen Haufen" der Kraichgauer Bauern als Versammlungsort. Auch er trägt eine aus der Rheinebene weithin sichtbare Kapelle.

Der in west-östlicher Richtung hinziehende *Eichelberg* (326 m) teilt den Namen mit dem Dorf, das seit dem 12. Jahrh. durch den Weinbau der ehemaligen Abtei Odenheim bekanntgeworden ist. Der Berggipfel liegt auf der Gemarkung Hilsbach, während der Ort Eichelberg sich mit einem Ausläufer des Massivs, dem Kapellenberg (306 m), begnügen muß.

Südostwärts von Eppingen verdient noch der *Ottilienberg* mit dem Hornrain (310 m) Erwähnung, auf dessen Rücken sich eine frühgeschichtliche Wallanlage befindet, die während des orleanischen Erbfolgekrieges in den Jahren nach 1695 in das Befestigungssystem der sog. Eppinger Linien einbezogen wurde. Eine der heiligen Ottilia geweihte Wallfahrtskapelle, deren Überreste gerne besucht werden, hat dem Berg den Namen gegeben. Von den zahllosen anderen Berghügeln, die keine Burgen oder Kapellen tragen, sind nur wenige über die nächste Umgebung hinaus bekannt. Es sollen hier nur einige wenige, die sich augenfällig aus der Vielzahl abheben, genannt sein, so der Katzenberg bei Weingarten (254 m), die Heustätt zwischen Wilferdingen und Königsbach (283 m), der Hirschberg zwischen Nußloch und Leimen (319 m), der Hohenstein bei Eppingen (238 m), der Scheuerberg zwischen Richen und Ittlingen (263 m), der Hermannsberg zwischen Michelfeld und Eichtersheim (245 m), der Stiefelsberg zwischen Neckarbischofsheim und Helmstadt (264 m). Ihre Namen sind mehr für die Flurnamenforschung von Bedeutung.

Land der Bäche

Der geologische Unterbau ist schließlich auch für die Art und Flußrichtung der Wasserläufe des Kraichgaus bestimmend gewesen. Die zahllosen Täler haben den Quellabflüssen den Weg nach verschiedenen Richtungen freigegeben. Die typischen Kraichgaubäche haben sich in allgemein nordwestlicher Richtung der tiefer gelegenen Rheinebene bzw. dem früher am Rande des Hügellandes parallel zum Rheinstrom nach Norden fließenden Kinzig-Murg-Fluß zugewandt. Den Kraichgau von seiner geographischen Mitte ab gewissermaßen in eine westliche und eine östliche Hälfte teilend hält dagegen der bedeutendste Wasserlauf, die Elsenz, eine allgemein süd-nördliche Richtung ein. Ostwärts ihres Einzugsgebiets nehmen auch einige Bäche ihren Weg nach Osten zum Neckar. Im Kraichgau sind keine Flüsse im eigentlichen Sinne, sondern nur Bäche zustande gekommen, deren Zuflüsse häufig auch die Bezeichnung Graben führen. Die Bachnamen sind hier weiblichen Geschlechts. Bei jeweils verhältnismäßig kleinen Wassereinzugsgebieten sind die Wasserscheiden

nicht immer deutlich erkennbar. Die Bachläufe folgen meist geologischen Verwerfungen.

So sucht sich am südlichen Rande des Kraichgaus die *Pfinz*, die ursprünglich als Gebirgsbach von Ausläufern des Schwarzwaldes herabkommt, ihren Weg zur Rheinebene. Bei Durlach wendet sie sich dem alten Lauf des früheren Kinzig-Murg-Flusses folgend scharf nach Norden, um dann nach etwa 15 km wie fast alle anderen Kraichgaubäche wieder die allgemein nordwestliche Richtung zum Rhein einzuschlagen.

Die typischen Kraichgaubäche haben ihre Quellen im Stromberggebiet und in den Keuperbergen des inneren Kraichgaus. Da ist die *Saalbach*, die von Maulbronn mit seinem berühmten Zisterzienserkloster herkommend an ihrem Oberlauf den Klostersee und den von den Mönchen zur Fischzucht angelegten recht ansehnlichen Aalkistensee speist. See und Umgebung sind seit einigen Jahren zum Naturschutzgebiet erklärt. Vom Zusammenfluß mit der Weißach auf Gemarkung Bretten ab führt der Wasserlauf den verballhornten Namen Saalbach. Sie erreicht in Bruchsal die Rheinebene und mündet bei der früheren Festung Philippsburg in den Rhein.

Kaum bedeutender aber wesentlich bekannter ist die *Kraichbach*, die ebenfalls von einem Ausläufer des Stromberges herkommt und zunächst im idyllischen Kraichsee südlich von Sternenfels ein Auffangbecken findet. Am Fuße des alten Bergstädtchens Gochsheim vorbeifließend verläßt sie bald das Hügelland, macht bei Ubstadt einen scharfen Knick nach Norden zu der alten Römersiedlung Stettfeld, nimmt dort die vom Eichelberg kommende Katzenbach auf, um dann wieder in die allgemein nordwestliche Richtung zum Rhein einzuschwenken.

Von geringerer Bedeutung und mehr oder weniger hinter ihre eigenen Zuflüsse zurücktretend ist auch die *Leimbach* ein typischer Kraichgaubach. Sie hat auf dem Kaisersberg bei Eschelbach ihren Ursprung, nimmt bei Wiesloch rechts die vom Odenwald herabeilende Gauangelbach und links die vom Eichelberg kommende Wald-Angelbach auf. Auf ihrem weiteren nordwestlichen Lauf durchfließt sie den Schwetzinger Schloßgarten und mündet unterhalb Brühl in den Rhein.

Abweichend von den genannten Kraichgaubächen hält die *Elsenz* vom gleichnamigen Dorf kommend zunächst südostwärtige Richtung ein, um dann bei Eppingen allgemein süd-nördlichen Kurs einzuschlagen, den sie in ihrem ganzen weiteren Verlauf beibehält. Bei Neckargemünd erreicht sie den Neckar. Auf ihrem ungewöhnlichen Lauf nimmt sie eine große Zahl kleinerer und mittlerer Bäche auf, die zum großen Teil aus dem kleinen Odenwald kommen. Die bedeutendste davon ist die Schwarzbach, die mit den Odenwaldorten Oberschwarzach, Nekkarschwarzach und Unterschwarzach namensverwandt ist. An ihrem Unterlauf kann die Elsenz als einziger Wasserlauf des Kraichgaues mit einigem Recht die Bezeichnung Fluß beanspruchen.

Der am wenigsten bekannte Kraichgaubach ist die *Lein*, in geschichtlicher Zeit Gartach genannt. Mit ihrer ostwärtigen Flußrichtung zum Neckar geht auch die Lein andere Wege als die typischen Kraichgaubäche. Sie entspringt auf der Gemarkung Kleingartach, gewissermaßen am Fuße der Ruine Leinburg, berührt u.a. Schwaigern und Großgartach (heute Leingarten) und mündet bei Frankenbach in den Neckar. Frühgeschichtliche Bodenfunde der Rössener Kultur, die bei Großgartach gemacht wurden, haben auch diesen Orts- und historischen Flußnamen in der archäologischen Wissenschaft bekanntgemacht. Der bedeutendste Zufluß der Lein ist die Massenbach, die einem Dorf und einem Kraichgauer Adelsgeschlecht den Namen gegeben hat.

Einen ähnlichen Lauf wie die Lein nimmt weiter südlich die *Zaber*, die bei Zaberfeld entspringt und dem eigenständigen Zabergäu den Namen gegeben hat. Sie erreicht bei Lauffen den Neckar.

Gewissermaßen als Grenzfluß des Kraichgaues im Süden muß schließlich auch noch die *Enz* erwähnt werden, die zwar als Gebirgsbach aus dem Schwarzwald kommt und nur bedingt den Wasserläufen des Kraichgaus zugerechnet werden kann. Ihre Einzugsgebiet unterhalb Pforzheim gehört aber einwandfrei zum Kraichgau. Lein, Zaber und Enz bilden so das Gegenstück zu den westlich orientierten Kraichgaubächen.

Im Zusammenhang mit den geologischen Verhältnissen und den Wasserläufen des Kraichgaus sind auch einige Mineralquellen zu erwähnen, die größtenteils schon in geschichtlicher Zeit erkannt und Heilzwecken nutzbar gemacht worden sind. Vor allem im Gebiet der Langenbrückener Senke, jenem tiefsten Punkt der Kraichgaumulde, sprudeln aus den bituminösen Schichten Schwefelquellen. Hier hatte sich *Langenbrücken*, seit Fürstbischof Franz Christoph von Hutten 1766 den Anstoß hierzu gegeben hatte, ein zunächst bescheidener, von den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts ab durch zielstrebige private Initiativen unter dem Namen Amalienbad, zu Ehren der damaligen Markgräfin Amalie, der Kurbetrieb Sigel mit Kurhaus, Trinkhalle und Naturpark allmählich einen anerkannten Ruf als Schwefelheilbad geschaffen.

Etwas jünger, aber dem Langenbrückener weder an Heilkraft, noch im Ansehen nachstehend war das *Schwefelbad Mingolsheim* mit seiner 1825 entdeckten schwefelhaltigen Quelle, seit 1884 als „Rochusbrunnen" in Bischöfl. Speyerischem Besitz sowie mit dem Kurhaus Gantner bekannt und berühmt, aber über bescheidene Frequentierung nicht hinausgekommen. Durch eine wagemutige Tiefbohrung im Jahre 1970 wurde hier in 600 m Tiefe eine hochkonzentrierte Thermalsole erschlossen, die zu den heißesten in Baden gehört.

Damit wurde eine grundlegende Erweiterung der Heilanzeigen und der gesamten Struktur der Kurbetriebe in Mingolsheim und Langenbrücken eingeleitet. Nachdem beide Badeorte seit 1971 zur Einheitsgemeinde Bad Langenbrücken-Mingolsheim zusammengeschlossen sind und schließlich den Namen *Bad Schönborn* führen, ist ein großzügiger Ausbau der Badeanlagen und klinischen Einrichtungen erfolgt, die an Größe und Leistungsfähigkeit zu den bedeutendsten in Deutschland gehören.

Aber auch im Hügelland selbst sind seit langer Zeit schwefelhaltige Quellen bekannt, so in Östringen, oberhalb der Langenbrückener Senke, wo sie aber nicht genutzt werden. Dagegen war in Zaisenhausen bei Eppingen 1713 eine schwefelhaltige Quelle entdeckt worden, die der damalige württembergische Landesherr, Herzog Eberhard Ludwig, bereits 1743 mit allen Einrichtungen eines Badeortes ausstatten ließ. Das *Schwefelbad Zaisenhausen* war auch nach dem Übergang des Dorfes an die Kurpfalz „als einzige Schwefelquelle in pfälzischen Landen" hoch geschätzt und auch in badischer Zeit noch durchaus lebensfähig. Trotz guter Wasseranalysen war es aber ohne herrschaftliche Unterstützung der Konkurrenz aus Langenbrücken nicht gewachsen und ist um die Mitte des letzten Jahrhunderts eingegangen. Es lebt heute nur noch in der Erinnerung.

Außer schwefelhaltigen hatte der Kraichgau auch salzhaltige Quellen aufzuweisen. Der am Oberlauf der Saalbach heute noch gebräuchliche Flußname Salzach und verschiedene Flurnamen im Bereich Maulbronn, nicht zuletzt die frühere Siedlung Salzhofen bei Bretten, sind Beweise dafür, daß Salzvorkommen im Gebiet um die Saalbach in frühgeschichtlicher Zeit eine Rolle gespielt haben und für den Flußnamen maßgebend gewesen sind. Noch um 1600 wurde in Bruchsal eine Saline betrieben, zu der die Sole einer im Stadtgebiet entspringenden Quelle und später der Salzgehalt eines von Ubstadt hereingeleiteten Quellwassers genutzt wurde. Das Salz dieser Quellen, das aus den Schichten des Anhydrit stammt, ist jedoch im Laufe der Jahrhunderte durch Auslaugung nahezu ganz verschwunden. Immerhin hält das

„Salzbad" in Ubstadt die Erinnerung an die Solequelle auch heute noch aufrecht.
Eine wenig ergiebige salzhaltige Quelle bei Wimpfen, der alten Kaiser- und freien Reichsstadt im nordostwärtigen Teil des Kraichgaus, seit 1803 hessische Exklave, lieferte in der salzarmen Zeit seit 1752 den Grundstoff für eine Salzsiederei. Obwohl die Ausbeute lange Zeit gering war, hat man im Blick auf benachbarte Salinen auf württembergischem Gebiet nicht aufgegeben und schließlich im Jahre 1817 durch eine Bohrung in 150 m Tiefe den Zugang zu den mächtigen unterirdischen Salzlagern nördlich Heilbronn gefunden. Erst danach konnte die Salzgewinnung in der Saline Ludwigshalle in Wimpfen im Tal auf eine breite und rentable Grundlage gestellt werden. Die Nutzung der Sole für Heilzwecke blieb zunächst der privaten Initiative überlassen. Nach Schaffung öffentlicher Einrichtungen (Kurpark, Kurmittelhaus, Hotels und Fremdenheimen) hat der Bade- und Kurbetrieb zusammen mit dem aufkommenden Fremdenverkehr mehr als die Saline den Aufstieg der Stadt zum renomierten Sole-Heilbad begünstigt.
Im benachbarten badischen *Rappenau* mußte man 6 Jahre nach Wimpfen die Tiefbohrung nur etwas tiefer auslegen, um auch hier an das Steinsalz heranzukommen und für die Salzgewinnung zu erschließen. Die um 1830 erbaute Großherzog Ludwig-Saline bei Rappenau hat es ermöglicht, sich von der teueren Salzeinfuhr freizumachen und war zusammen mit der Saline in Dürrheim die Grundlage für die reibungslose und verbilligte Salzversorgung der Bevölkerung in badischen Landen. Auch die Möglichkeiten der Nutzung der Sole für Heilbäder sind seit 1833 im Zusammenhang mit der Saline, seit der Jahrhundertwende in Gemeinderegie, verwirklicht worden. Obgleich schon früh ein Kurhotel und bereits seit Anfang dieses Jahrhunderts ein Kurmittelhaus zur Verfügung stand, hat sich der Badebetrieb lange Zeit in engen Grenzen gehalten. Erst mit der Schaffung moderner Badeanlagen und Sanatorien sowie klinischer und Erholungseinrichtungen nach dem zweiten Weltkrieg hat sich Bad Rappenau zum wirklichen Heilbad entwickelt und wesentlich dazu beigetragen, den Kraichgau als Bäder- und Erholungslandschaft auszuweisen.

Der Kraichgau ist ein Gau der Gaue

Der Name Kraichgau ist ein geographischer Sammelbegriff im Sinne eines Großgaues. Sprach man zu Anfang unseres Jahrhunderts vor allem in Schulbüchern und Landkarten gerne vom Enz-, Pfinz- und Kraichgauer Hügelland, so hat sich seit der grundlegenden Arbeit des bekannten Geographen und Landeskundlers Prof. Dr. Friedrich Metz, 1922, wieder die einheitliche Bezeichnung für das ganze umschriebene Gebiet zwischen Schwarzwald und Odenwald durchgesetzt, aus dem lediglich die Landschaft um den Stromberg und den Heuchelberg als Zabergäu ausgeklammert wird. Ungeachtet der meist den Flußnamen nach benannten Unterteilungen, die auch Gaue genannt wurden und die auch zum größten Teil den Einzugsgebieten der Wasserläufe entsprechen, war der Name Kraichgau schon in historischer Zeit die umfassende Landschaftsbezeichnung. Der Kraichgau hatte in der Karolingerzeit und später, als Gaugrafen in den ihnen übertragenen Grafschaften als königliche Statthalter wirkten, auch politische Bedeutung. Selbst als sich die verschiedenen Territorialherrschaften herausgebildet und den Kraichgau in einen bunten politischen Flickenteppich verwandelt hatten, führte der reichsfreie Adel im Ritterkanton Kraichgau die politische Tradition bis zum Anfang des letzten Jahrhunderts fort, und es ist interessant, daß bei Auseinandersetzungen der Ritterschaft mit den Pfalzgrafen auch die Stadt Heilbronn sich zum Kraichgau bekannte. Im Gebiet um Heilbronn links des Neckar ist auch heute noch der Begriff „Heilbronner Kraichgau" im Gebrauch.

Der Name *Kraichgau*, von dem Flußnamen Kraichbach abgeleitet, erstreckte sich ursprünglich in der Hauptsache auf das Gebiet um diesen Wasserlauf. Als sein Mittelpunkt ist das alte Städtchen Gochsheim, eine Gründung der Grafen von Eberstein, anzusehen. Wie die Kraichbach haben auch die anderen bedeutenderen Bäche ihren Flußgebieten die Namen geliehen, so die Pfinz dem *Pfinzgau* mit dem Grafensitz Grötzingen, das dann aber hinter der jüngeren Stadtgründung Durlach zurücktreten mußte.
Auch die Salzach, heute Saalbach genannt, war für einen Gaunamen, den *Salzgau*, bestimmend, als dessen Vorort Bretten zu gelten hat. Die Bezeichnung Salzgau ist sehr früh, allerdings nur einige wenige Male, urkundlich belegt und hatte niemals mehr als eine geographische, keinesfalls eine politische Bedeutung etwa im Sinne einer Grafschaft.

Im Flußgebiet der Leimbach war es eigenartigerweise nicht der heutige Hauptbach, der zur Namengebung für einen Gau Pate stand, sondern zwei Zuflüsse zur Leimbach, nämlich die von Waldangelloch kommende Waldangelbach und die in südwestlicher Richtung von Gauangelloch herabfließende Gauangelbach, denen der *Anglachgau* seinen Namen verdankt. Für diesen Landstrich wäre von Natur aus Wiesloch Mittelpunkt, in dessen Nähe die beiden Angelbäche in die Leimbach einmünden, obgleich Wiesloch niemals urkundlich als im Anglachgau liegend erwähnt ist, sondern in dem weiter nördlich gelegenen Lobdengau, auf den noch zurückzukommen ist.
Für den *Elsenzgau*, das nördliche Mittelstück des Groß-Kraichgaus, war die Elsenz Namengeberin, an deren Mittellauf Sinsheim mit seinem alten Stift und dem nahen Steinsberg die Voraussetzungen für den Hauptort eines Gaues erbrachten.
Im Ostteil des Kraichgaus gab die Gartach, die heute Lein heißt, dem alten *Gartachgau* den Namen, so wie sie auch für die Ortsnamen Kleingartach und Großgartach maßgebend war.
Zur Vervollständigung und Abrundung muß hier auch das *Zabergäu* genannt werden, dem die bei Zaberfeld entspringende Zaber den Namen gegeben hat. Dieses Gebiet um Stromberg und Heuchelberg, dem Kraichgau nahe verwandt und in geschichtlicher Zeit ihm weitgehend zugerechnet, wird heute als eigenständige Landschaft gesehen.
Schließlich war auch die Enz von ihrem Austritt aus dem Schwarzwald nordostwärts Pforzheim ab namengebend für den *Enzgau*, der geographisch und politisch dem Kraichgau zugehörig war und ist, wenngleich sein späterer politischer Mittelpunkt Pforzheim nicht dem Kraichgau zugerechnet werden kann.
Die wissenschaftlichen Diskussionen über Wesen, Umfang und Funktionen dieser Gaue, besonders die Frage, ob sie neben ihrer geographischen Bedeutung auch Verwaltungsbezirke bzw. Grafschaften darstellten, ist bis heute noch nicht abgeschlossen. Es ist jedoch Tatsache, daß während der karolingischen Grafschaftsorganisation einige der genannten Gaue z. T. sogar mehrere Generationen hindurch von ein und demselben Grafenhaus verwaltet worden sind. So war im Jahre 1024 ein Wolfram Graf im Enz-, Kraich- und Pfinzgau und um 1100 ein Bruno aus dem Grafengeschlecht von Laufen Gaugraf im Elsenz-, Kraich- und Enzgau. Er führte auch den Namen Graf von Bretten.
In diesem Zusammenhang müssen noch zwei weitere Gaue am Rande des hier behandelten Gebiets erwähnt werden, die zum mindesten zeitweilig Teile des Kraichgaus im heutigen Sinne eingeschlossen haben. Es handelt sich um den *Ufgau* im Süden mit dem Grafensitz Forchheim, dem zeitweilig der Pfinzgau zugerechnet wurde, und um den *Lobdengau* im Norden, dessen Hauptort und Namengeber das alte römische Lobodunum, heute Ladenburg, war. Wie bereits angedeutet, werden beispielsweise Wiesloch und Schwetzingen in

zahlreichen Urkunden dem Lobdengau zugerechnet, während das nördlich davon gelegene Nußloch bei Heidelberg teils als im Lobdengau, teils als im Kraichgau gelegen bezeichnet wird und der weiter nordwestlich gelegene Insultheimer Hof immer nur zum Kraichgau gezählt wurde. Diese und andere Überschneidungen der historischen Gaugrenzen und Lagebezeichnungen sind damit zu erklären, daß sich Besitz- und Herrschaftsverhältnisse geändert, die Urkundenschreiber- oder Kopierer sich geirrt oder nicht alle der angeführten Gaue auch selbständige Verwaltungsbezirke oder Grafschaften gewesen sind.

Das westliche Randgebiet des Hügellandes und die Rheinebene zwischen Bruchsal und Philippsburg führt seit dem 13. Jahrhundert den Namen *Bruhrain*. Mit dieser Bezeichnung wurde das rechtsrheinische Verwaltungsgebiet des Fürstbistums Speyer umschrieben. Seit 1336 begegnen uns speyerische Amtmänner und Vögte im Bruhrain. Dem Begriff Bruhrain kam also, ebenso wie einzelnen Gaunamen, sowohl geographische als auch politische Bedeutung zu.

Seitdem aber die Territorialherrschaften Kurpfalz, Baden-Durlach, Württemberg, Bistum Speyer und die Reichsritterschaft sich den Kraichgau teilten und sogar Hessen und das Bistum Worms sich hier festsetzten, sind die Gaunamen ausschließlich zu geographischen Landschaftsbezeichnungen geworden, denen heute neben dem umfassenden Landschaftsbegriff Kraichgau nur noch geringe, allenfalls präzisierende, Bedeutung zukommt.

Der Kraichgau, ein Land der Ritter und Bauern

So wie in der Zeit der germanischen Landnahme Edle, Freie und Unfreie das Land in Markungen aufteilten und bebauten, so haben auch späterhin Ritter und Bauern das Gesicht des Kraichgaus geprägt und seine Geschichte gestaltet. Der Kraichgau ist ein klassisches Adelsland. Fast alle alten Orte hatten im Mittelalter eigene adelige Ortsherren, die ihre Sitze in festen Häusern, Burgen und Schlössern hatten. Reinhard von Gemmingen berichtet in seiner bekannten Hauschronik aus dem Jahre 1631 noch von 87 Adelsgeschlechtern des Ritterkantons Kraichgau. Diese Aufzählung war aber, wie der Chronist selbst einräumt, nicht vollständig, sondern enthielt nur diejenigen unter den damals noch lebenden oder ausgestorbenen Geschlechtern, die ihm selbst bekannt oder durch Befragungen ermittelt waren. Aus anderen Quellen sind weitere 25—30 Adelsgeschlechter bekannt, die im Kraichgau ansässig waren. Der reiche Klosterbesitz in den meisten Kraichgauorten ging ja zum größten Teil auf Schenkungen adeliger Ortsherren zurück. In der Hauschronik des Reinhard von Gemmingen fehlen vor allem die vielen Ministerialen, die nicht reichsunmittelbar waren und daher dem Ritterkanton Kraichgau nicht angehört haben. Dies gilt vor allem für die Lehensleute der mehr und mehr in das ritterschaftliche Gebiet vorgedrungenen Territorialherrschaften, der Markgrafen von Baden-Durlach, der Herzöge von Württemberg, der Kurfürsten von der Pfalz und des Fürstbistums Speyer.

Die Eigenart der Kraichgaulandschaft hat hier für Adelssitze überwiegend zur Erstellung von Tiefburgen und Wasserschlössern geführt. Da wo die Voraussetzungen günstig waren, wurden aber auch Hochburgen nicht ausgelassen. Beim höheren Adel war die Entscheidung, ob Tiefburgen oder Hochburgen größere Sicherheit böten und den Machtanspruch eindrucksvoller zur Geltung brächten, auch von anderen Überlegungen, darunter auch von der Entwicklung der Waffentechnik, beeinflußt. Gemessen an der Vielzahl der einst vorhanden gewesenen Edelsitze sind im Kraichgau die auf unsere Zeit überkommenen Reste vergleichsweise gering. Dies rührt wesentlich daher, daß gerade die Tiefburgen und festen Häuser der kleineren Ortsherren meist am Rande der Ortschaften

Gochsheim, Zeichnung von Richard Bellm, 1985

angelegt, teilweise auch in diese eingegliedert waren und nach dem Wegfall ihrer Zweckbestimmung den geänderten Verhältnissen entsprechend umgebaut oder ganz abgerissen worden sind.

Von vielen Burgen des Kraichgaus sind heute kaum noch die genauen Standorte bekannt, und oft deuten nur noch Flurnamen darauf hin, wo sie einmal standen. Trotzdem kann der Kraichgau mit einer beachtlichen Anzahl von Burgen, Schlössern und Ruinen aufwarten, die neben den schönsten und bekanntesten anderer und berühmterer Landschaften durchaus bestehen können.

Unter den Wasserschlössern war dasjenige der Freiherren von Menzingen zu Menzingen ein eindrucksvoller Wehr- und Wohnbau, der in weitem Umkreis nicht seinesgleichen hatte, und es ist schmerzlich, daß dieses Schloß in den letzten Kriegstagen des Zweiten Weltkrieges durch feindliche Fliegerbomben zerstört wurde. Es kann heute nur noch als Ruine bewundert werden, deren Schicksal ungewiß ist.

Glücklicherweise sind andere Wasserschlösser erhalten, so beispielsweise *Flehingen,* das neuerdings durch fachgerechte Um- und Einbauten des Landeswohlfahrtsverbandes in seinen ursprünglichen Zustand versetzt und durch Veränderung der Umgebung und Außenanlagen auch wieder besser ins Blickfeld gebracht wurde.

Als im wesentlichen unverändert, aber schon bei der Erbauung weniger der wehrhaften Verteidigung als der herrschaftlichen Reputation dienend, inmitten eines großen gepflegten Parks mit zahlreichen alten, z.T. exotischen Baumbeständen präsentiert sich, ringsum von Wasser umgeben, das stilgerecht renovierte ehemals von Venningen'sche Wasserschloß in Angelbach-*Eichtersheim,* das neuerdings als Rathaus und Sitz sonstiger Behörden dient.

Eine ähnliche Anlage ist das von einer Seitenlinie der Herren von Gemmingen in *Bad Rappenau* herrührende Wasserschloß, in dem jetzt das Schloßsanatorium mit einer Privatklinik untergebracht ist.

Die an Zahl geringeren Hochburgen des Kraichgaus, d.h. ihrer Ruinen, sind um so eindrucksvollere Zeugnisse einstiger ritterlicher Wohn- und Befestigungsanlagen. Unter ihnen ist die aus der Stauferzeit stammende mächtige Burg auf dem Steinsberg bei Sinsheim hervorzuheben, die einst den Grafen von Oettingen gehörig, später an die Pfalzgrafen und von diesen an die Herren von Venningen übergegangen, vor einigen Jahren von der Stadt Sinsheim übernommen und inzwischen weitgehend saniert wurde.

Anders geartet, aber nicht weniger bemerkenswert ist die Ravensburg bei Sulzfeld, Stammburg der Freiherren Göler von Ravensburg, ebenfalls hoch über dem umgebenden Rebengelände sich erhebend und gewissermaßen die Umgebung beherrschend.

Am Rande des Kraichgaus ist schließlich auch der Turmberg bei Durlach ein unübersehbares Hochburgenrelikt, dem trotz mancher Veränderungen in Zweckbestimmung und Gestalt der ursprüngliche Charakter als Grafenburg anzumerken ist.

Neben ihren historischen und baugeschichtlichen Eigenarten gelten diese Hochburgen wegen ihrer ausgezeichneten Fernsicht als beliebte Ausflugsziele, zumal ihnen auch angemessene gastronomische Einrichtungen beigegeben sind.

Aber auch die romantische, teilweise noch bewohnte Burg Neidenstein der Herren von Venningen über der Schwarzbach, ebenso wie die fürstbischöflich Speyerische Burg bei Obergrombach, heute im Besitz des Hauses von Bohlen und Halbach, sind für Geschichts- und Heimatfreunde nicht weniger interessant als manche bekannte Burgen an Rhein, Nekkar und Mosel, die ihre Anziehungskraft ihrer berühmteren Umgebung verdanken.

Im Zusammenhang mit der Adels- und Ritterherrlichkeit darf auch daran erinnert werden, daß einige Minnesänger dem Kraichgau entstammen oder landschaftsbetonte Spuren hinterlassen haben. Da ist ein Spervogel zu nennen, der gegen Ende des 12. Jahrh. bei „Wernhart der uf Steinesberc saz" weilte, ferner Konrad von Wissenlo (Wiesloch) und Reinhard von Zweter (Zeutern bei Bruchsal), die in der berühmten Manessischen Liederhandschrift überliefert sind.

Schließlich ist auch noch auf das Schloß zu Gochsheim bei der Burgstelle der uralten Burg der Grafen von Eberstein, hoch über der Kraichbach, hinzuweisen, das bis 1720 dem Herzog Friedrich August von Württemberg-Neuenstadt, als Residenz gedient hat und jetzt das Heimatmuseum der Stadt Kraichtal beherbergt.

Viele ritterliche Gestalten aus dem Kraichgau haben es in der Geschichte zu großem Ansehen gebracht. Unter ihnen ragt besonders Franz von Sickingen hervor, ein Landsknechtführer von großem Format, der auch von den Fürsten und dem Kaiser gefürchtet war. Andere, wie die von Gemmingen, Göler von Ravensburg, von Menzingen, von Helmstadt, von Venningen u.a. sind vom ausgehenden Mittelalter bis zum Anfang dieses Jahrhunderts als Vögte (Vertreter des Landesherrn) Soldaten, Hofbeamte, Amtmänner oder Minister hervorgetreten.

Aber nicht nur die Ritter, sondern auch das Bauerntum des Kraichgaus hat zwar weniger auffallende aber dennoch überzeugende Beweise seiner Schaffenskraft und Kulturleistung aufzuweisen. Hier war schon in vorgeschichtlicher Zeit nicht dunkler Urwald, sondern offene Parklandschaft, die schon die ersten Anfänge menschlicher Bodenbewirtschaftung erlebt und seitdem alle Entwicklungsstufen bis zur modernen Bodenkultur unserer Tage durchgemacht hat. Hier war zu allen Zeiten Bauerntum heimisch, das seine Siedlungsplätze in sorgfältiger Auswahl der Boden-, Wasser- und Witterungsverhältnisse angelegt und nach der germanischen Landnahme in Markungen aufgeteilt hat, die größtenteils auch heute noch bestehen. Die aus der Unterstellung unter den Schutz der mächtigeren Ritter und Klöster im Mittelalter entstandene Entrechtung des Bauernstandes, die vielfach zur Leibeigenschaft führte, konnte auch oder gerade hier nicht von

Dauer sein. Es war jedenfalls kein Wunder, daß mit zuerst die Bauern im Kraichgau sich gegen Gewalt und Unterdrückung der adeligen und geistlichen Herrschaften auflehnten und so die blutige Auseinandersetzung mit den Fürsten und Klöstern unter dem Zeichen des Bundschuhs aufloderte und schließlich zur allgemeinen Erhebung im Bauernkrieg führte, an dessen Ende die Köpfe der Anführer des Kraichgauer Haufens im Bruchsaler Schloßhof rollten.

Wenn trotz der vernichtenden Niederlage der Bauern, als deren Folge sich die Bedrükkungen noch verstärkten, bereits im Jahre 1555 der Gelehrte und Reformator David Chytraeus, zu deutsch Kochhaf, aus Menzingen, den Kraichgau einen lieblichen, fruchtbaren Garten nennt, der mit Weinbergen, Äckern, Wiesen und Wäldern reich gesegnet, von außerordentlich vielen Menschen besiedelt und mit zahlreichen Städten, Dörfern und Burgen besät, dem Beschauer viel Genuß und Ergötzen bereite, so ist dies ein bemerkenswertes Zeugnis für die Lebens- und Leistungskraft der bäuerlichen Menschen im Kraichgau. Und dieses Zeugnis steht nicht allein. Auch der bekannte Kosmograph Sebastian Münzer lobt um die gleiche Zeit den Kraichgau als ein fruchtbares Land, das reich an Wein, Korn und geschlachten Bäumen sei.

Hundert Jahre später war dieses Bild aber anders, als Sturm und Brand des 30jährigen Krieges das Land verheert, die Fluren verwüstet, Dörfer und Städte verbrannt und entvölkert hatten. „Wo Korn, Frucht oder ander Ackerfeld gewesen war, da wuchsen Dornen und Sträuche" heißt es in einem zeitgenössischen Bericht, und die wenigen Menschen, die den Krieg überstanden hatten, lebten in bitterster Not und Armut. Trotzdem ging es nach dem Westfälischen Frieden wieder aufwärts mit neuem Mut und frischem Blut, mit Menschen, die aus allen Richtungen in den entvölkerten Kraichgau hereinströmten, besonders auch aus der Schweiz. Und auch ein General Melac, als Vollstrecker des Brandbefehls Ludwigs XIV., der 40 Jahre später im orleanischen Erbfolge-Krieg die Kurpfalz und damit große Teile des Kraichgaus planmäßig und unbarmherzig plündern und niederbrennen ließ, vermochte nicht, das Land für dauernd zur Wüste zu machen.

Unter dem Zeichen der Aufklärung und der Schaffung freiheitlicher sozialer Ordnungen kam schließlich auch der Bauernstand wieder zu seinem Recht. Durch Anbau neuer Nutzpflanzen und Einführung besserer Geräte und Anbaumethoden, schließlich durch Flurbereinigungen, Bau von Feldwegen usw. konnte die Lage der Landwirtschaft, die ja bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts unser Leben beherrschte, wesentlich gehoben werden. Die schon aus der Germanenzeit herrührende Flurverfassung hatte im Kraichgau zur Bodenbewirtschaftung von geschlossenen Dorfsiedlungen aus geführt. Einzelhöfe oder Hofgüter inmitten der zugehörigen Felder waren und sind im Kraichgau selten und hauptsächlich in wasserarmen Gegenden anzutreffen. Durch die frühe Einführung der Freiteilung des Grundbesitzes in der Erbfolge sind die Gemarkungen in zahllose Parzellen aufgeteilt, die, soweit Feldbereinigungen durchgeführt worden sind, nach Belieben eingeblümt werden. Dadurch gleicht das Landschaftsbild einem buntgewebten Teppich in fast allen Farben und Schattierungen. Neben den herkömmlichen Pflanzen wie Getreide aller Art, Kartoffeln, Rüben, Raps, früher auch Mohn, Hanf und Flachs wächst hier alles, was in unserer Klimazone überhaupt gedeihen kann, wie Zuckerrübe, Tabak, Zichorie, Mais, im Bruhrain auch Spargel und Hopfen.

Auch der Obst- und Weinbau ist seit altersher im Kraichgau heimisch. Außer in ortsnahen Obstgärten war vornehmlich die Pflanzung von Obstbäumen in Streulage üblich geworden, wodurch der parkartige Charakter des Landschaftsbildes betont wurde. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ist man vielerorts zu Gemeinschafts-Obstanlagen übergegangen. Der Weinbau, der seit

dem 18. Jahrhundert vernachlässigt war und sich nur an wenigen bevorzugten Lagen gehalten hatte, hat in neuerer Zeit wieder so stark aufgeholt, daß die meist von Winzergenossenschaften, voran von der Zentralkellerei Wiesloch, ausgebauten Kraichgauweine heute einen anerkannten Ruf haben, ja zu den Spitzenerzeugnissen deutscher Weine gehören.

Kraichgau, Land der Dörfer und Kleinstädte

Die Vielfalt der natürlichen Grundlagen hat in der Besiedlung ihren Ausdruck gefunden. Der Kraichgau war schon in vor- und frühgeschichtlicher Zeit ein bevorzugter Anziehungspunkt für die verschiedensten Völkerschaften. Dies bezeugen Bodenfunde von im wahrsten Sinne epochaler Bedeutung. Vom „homo heidelbergensis" aus den angeschwemmten Löß-Lehm-Schichten der Elsenz bei Mauer über die Michelsberger und Großgartacher Kultur zur Bronzezeit und weiter zur Eisenzeit über die keltische, römische, alemannische und fränkische Zeit führt eine ununterbrochene Kette bis zu den Zeiten, aus denen geschriebene Urkunden Genaueres berichten. Und so, wie in fortwährendem Wechsel Hügel und Täler, Fluren und Wälder sich ablösen, die von zahlreichen Bächen und Gräben durchzogen sind, finden sich die vielen kleinen Wohnplätze eingestreut, die größtenteils von der ersten urkundlichen Erwähnung an eigene Gemarkungen haben.

Von mehr als 200 Kraichgauer Siedlungen ist ein großer Teil bis zum 8. Jahrhundert, insgesamt etwa die Hälfte bis zum 11. Jahrhundert urkundlich nachgewiesen, weitere 90 bis zum 14. Jahrhundert; nur ein kleiner Rest ist im 15. und 16. Jahrhundert gegründet. Dabei ist zu beachten, daß die Ersterwähnungen nicht mit der tatsächlichen Gründungszeit gleichgesetzt werden können. Die typische Siedlungsform des Kraichgaus ist das Haufendorf, vorzugsweise in den Tälern der Bäche an Berghänge angelehnt. Die Größe der Gemarkungen und der Einwohnerzahl ist von jeher verschieden. Für die vereinzelt vertretene Theorie, daß die meisten der Orte sich von etwa gleichgroßen Urgemarkungen abgesondert hätten, gibt es kaum Anhaltspunkte. Zwar gibt es auch hier Rodungs- oder Ausbaudörfer, ihre Zahl ist aber verhältnismäßig gering. Besonders bei den Ausbaudörfern ist auch der Typ der Straßendörfer anzutreffen. Oft ist die spätere Gründung schon aus den Ortsnamen zu erkennen, z. B. Ruit bei Bretten, Rot bei Wiesloch, Dürrenbüchig bei Wössingen und schließlich die meisten Hausen- und Weiler-Orte. Vom Stift Odenheim aus sind die Dörfer Eichelberg und Waldangelloch in den Wäldern der Keuperberge angelegt worden. Am jüngsten sind die Orte an den Rändern der großen Forsten der Rheinebene, dem Hardtwald und dem Lußhardt, die sich sowohl in den Dorfanlagen, als auch im Volkstyp deutlich von den Dörfern im Kraichgau unterscheiden.

Viele Dörfer waren schon in früherer Zeit mit Marktrechten ausgestattet wie Kürnbach und Münzesheim, Derdingen, Odenheim, Östringen, Stein, Weingarten u. a. Einzelne Dörfer, altem Königsgut entstammend und bis zum ausgehenden Mittelalter im Reichsbesitz befindlich, führen heute noch mit Stolz den Reichsadler in ihren Ortswappen, z. B. Bauerbach, Zeutern sowie die späteren Städte Eppingen und Heidelsheim.

Trotz des ausgeprägten bäuerlichen Charakters hat infolge der großen Aufsplitterung des Kraichgaus in die verschiedensten Herrschaftsbereiche eine verhältnismäßig große Zahl von Orten, z. T. schon recht früh, Stadtrechte erworben. Nur wenige davon sind allerdings wirkliche Städte selbst im einschränkenden Sinn der Landstädte geworden, und auch die städtischen Freiheiten waren meist recht problematisch. Wirkliche Städte haben sich überhaupt nur an den Rändern des Kraichgaus entwickelt, so im Westen Durlach (heute Stadtteil von Karlsruhe), Bruchsal, Wiesloch und gewissermaßen als

Eckpfeiler Heidelberg, im Süden ebenfalls als Grenzmarke Pforzheim, im Osten Heilbronn. Dem Kraichgau können aber nur Bruchsal, Wiesloch und Böckingen als Stadtteil von Heilbronn, links des Neckar, zugerechnet werden.

Im Inneren des Gebiets befinden sich die typischen Kraichgau-Landstädte Bretten, Eppingen und Sinsheim. Unter ihnen waren zunächst Sinsheim, dann von etwa 1100 ab Bretten Sitz der Kraichgaugrafen. Nach dem Übergang Brettens an die Kurpfalz war von 1349 ab Bretten als südlichste Stadt dieses Landes kurpfälzisches Oberamt und blieb auch während der badischen Zeit ebenso wie Eppingen als Sitz eines Bezirksamtes und anderer Behörden wohlbestallte Amtsstadt. Im Jahre 1924 mußte Eppingen diesen Rang an Sinsheim abgeben. Nachdem durch die Verwaltungsreform des Jahres 1936 der Amtsbezirk Bretten aufgelöst und seine Gemeinden auf die Amtsbezirke Karlsruhe, Bruchsal, Pforzheim und Sinsheim aufgeteilt wurden, hat sich neben Bruchsal zunächst nur noch Sinsheim als Kreisstadt zentrale Verwaltungsfunktionen erhalten können, diese aber durch die jüngste Kreisreform im Jahre 1972 auch verloren, so daß im inneren Kraichgau das letzte Verwaltungszentrum verschwunden und das Gebiet unter die vier Landkreise Karlsruhe, Rhein-Neckarkreis, Enzkreis und Heilbronn aufgeteilt ist.

Die meisten anderen Kraichgauorte, die heute noch oder wieder mit nicht geringerem Stolz als ihre größeren Schwestern das Prädikat Stadt tragen, verdanken diesen Vorzug größtenteils dem Machtstreben und Konkurrenzkampf der einstigen Territorialherrschaften, die Jahrhunderte hindurch mit allen Mitteln bemüht waren, größere Teile des Kraichgaus unter ihre Botmäßigkeit zu bringen.

Da waren die alten pfälzischen Städte *Heidelsheim* im Saalbachtal unmittelbar oberhalb der fürstbischöflich-speyerischen Residenz Bruchsal ebenso *Wiesloch* am Ausgang des Tales der Leimbach (Angelbach) den speyerischen Bischöfen Hindernis und Bedrohung gewesen. Daher setzten sie ihnen die burgbewehrten Bergstädtchen *Obergrombach* und *Rotenberg* gegenüber. Beide haben als Städte niemals eine Bedeutung erlangt, Rotenburg höchstens die, eine der kleinsten Städte Südwestdeutschlands zu sein. In dem Bestreben, eine Straße zum Rhein oder wenigsten zur wichtigen Nord-Süd-Fernstraße zu gewinnen, versuchte Württemberg über lange Zeit hinweg, unterhalb des alten Bergstädtchens *Gochsheim* durch Erhebung von *Unteröwisheim* im Kraichtal zur Stadt seine Position zu verbessern, desgleichen mit *Maulbronn* und *Knittlingen* oberhalb Brettens im Saalbachtal. Auch die Reichsritterschaft wollte sich nicht überspielen lassen und baute gegenüber den kurpfälzischen Städten *Sinsheim* und *Hilsbach* sowie gegenüber dem fürstbischöflichen *Waibstadt Zuzenhausen* zu einer Sperrfeste aus. Im ritterschaftlichen Leintal wurden *Kleingartach, Schwaigern, Großgartach* und *Fürfeld* mit Stadtrechten ausgestattet. Von Norden her drang schließlich auch Hessen in den Kraichgau ein, indem es sich in den Besitz der alten Reichsstadt *Wimpfen* und von Teilen des Marktfleckens *Kürnbach* setzen konnte. In der Rheinebene baute der Fürstbischof von Speyer kurze Zeit vor Ausbruch des 30jährigen Krieges das Dorf Udenheim zu einer mächtigen Landesfestung gegenüber der Kurpfalz aus und gab ihr den Namen *Philippsburg*. Die Stadtrechte von *Schwetzingen, Walldorf* (bei Wiesloch) und *Hockenheim* sind jüngeren Datums.

Vorzugsweise in diesen Städten hat sich ein Bürgertum herausgebildet, das auch unter eingeschränkten Stadtrechten und zeitweiliger Leibeigenschaft durch Tüchtigkeit und Wohlhabenheit Ansehen und gewisse Freiheiten und Mitspracherechte erlangt und eine Reihe hervorragender Köpfe hervorgebracht hat. Sie hier aufzuzählen und zu würdigen, würde den Rahmen dieser Darstellung sprengen. Stellvertretend für ihre große Zahl mögen hier nur die bedeutendsten genannt werden.

Philipp Melanchthon aus Bretten (1497—1560) Sohn des kurfürstl. Waffenschmieds Georg Schwarzerdt, Humanist und Reformator, der nicht nur als wichtigster Mann neben Luther, sondern weltweit als Wissenschaftler, Organisator und Reformer des höheren Schulwesens und der Universitäten wirkend mit dem seltenen Ehrentitel „Praeceptor Germaniae" in die Geschichte eingegangen ist.

Johannes Faust aus Knittlingen (1480—1540), ein Alchimist, Arzt, Astrologe, Schwarzkünstler, ein Tausendsassa, der nach unstetem, abenteuerlichen Leben zur Sagengestalt geworden ist und immer wieder bis zur Gegenwart Stoff zur literarischen Behandlung abgegeben hat. In dem 2 km von Maulbronn entfernten Knittlingen, das als Geburtsort Fausts gilt, ist im Faustmuseum mit Archiv eine einzigartige Sammlung von Erinnerungsstücken an diese schillernde Persönlichkeit und die Literatur, die sich mit ihr befaßt, zusammengetragen worden, die weitreichende Beachtung findet.

David Chyträus (1530—1600), Sohn des Pfarrers Mathäus Kochhaf zu Menzingen, Schüler und jüngerer Freund Melanchthons in Wittenberg, Dr. der Theologie, Universitätsprofessor in Rostock, weitgereister Reformer des Kirchen- und Schulwesens mit längeren Aufenthalten in Niederösterreich und der Steiermark, der mit seiner „Oratio" von 1555 die erste landeskundliche Beschreibung des Kraichgaus verfaßt hat.

Fritz Joß aus Untergrombach, Ursächer und Führer des Bundschuhaufstandes im Kraichgau und in anderen süddeutschen Landschaften in den Jahren 1502 und folgende bis zum großen Bauernkrieg den Freiheitswillen des unterdrückten Bauernstandes schürend.

Samuel Friedrich Sauter aus Flehingen (1766—1846) Schulmeister, Heimatforscher und Heimatdichter, Urbild und einer der geistigen Väter des Biedermeier.

Johann Jakob Astor aus Walldorf bei Wiesloch (1763—1848), 1784 nach Nordamerika ausgewandert, dort vor allem im Pelzhandel zu großem Reichtum und Ansehen gelangt und als einflußreicher Grundstücksmakler „Landlord von New York" genannt. Er galt als reichster Mann Amerikas.

Friedrich Hecker aus Eichtersheim (1811—1881), Oberhofgerichtsadvokat, Mitglied der II. Kammer des badischen Landtags, Führer und Volksheld der badischen Revolution 1848/49, nach deren Niederschlagung in die Schweiz und später nach Nordamerika geflüchtet und dort als Oberst in der Armee der Nordstaaten kämpfend.

Franz Sigel aus Sinsheim (1824—1902), Kriegsminister der 1848er Revolutionsregierung und Oberbefehlshaber der Revolutionsarmee, nach deren Niederlage flüchtig nach Amerika, dort General und legendärer Held der Nordarmee im Sezessionskrieg, dessen Erinnerung auch heute noch in den USA lebendig ist.

Kirchen und Klöster im Kraichgau

Wo ein günstiges Klima, gute Bedingungen für die Bodenkultur und Anschlüsse an den Fernverkehr gegeben waren, die zu allen Zeiten die Mächtigen im Reich auf den Plan riefen, konnte auch die Kirche nicht fehlen. Den größten und nachhaltigsten Einfluß im Kraichgau vermochte sich das Hochstift Speyer zu verschaffen, denn als Fürstbistum hatte es bis zum Jahre 1806 die Landeshoheit über mehr als 40 Orte im Kraichgau, im Bruhrain und in der Rheinebene.

Den Schenkungen frommer Franken, die um ihr Seelenheil bangten, an das Kloster *Lorsch* (gegründet 764) verdanken wir den Großteil der Ersterwähnungen zahlreicher Siedlungen im Kraichgau. Die in den letzten Jahrzehnten besonders häufigen 1200-Jahrfeiern zahlreicher Kraichgauorte wären ohne die Aufzeichnungen dieser Schenkungen in dem berühmten Lorscher Kodex nicht möglich.

Etwas geringer an Zahl und Umfang, aber dennoch bedeutend und größtenteils früher als an Lorsch, waren die Zuwendungen von Gütern und Rechten an das Benediktinerkloster *Weißenburg* im Elsaß (gegr. 724).

Es war naheliegend, daß auch die Benediktiner von Hirsau (gegr. 830) sich einen Anteil zu sichern wußten, und fast selbstverständlich, daß auch das Zisterzienserkloster *Herrenalb* (gegr. 1149) und das sich nach Bernhardinischen Ordensregeln orientierende Frauenkloster *Frauenalb,* (gegr. zwischen 1160—1180), beide Stiftungen der Grafen von Eberstein, sich erklecklichen Besitz und Rechte im Kraichgau verschaffen konnten.

Für den nordostwärtigen Teil des Kraichgaues war das Ritterstift St. Peter in *Wimpfen im Tal* ein bedeutender geistlicher Mittelpunkt, dem bereits seit 965 mit dem unter bischöflich-wormsischem Schutz eingerichteten Peter- und Paul-Talmarkt, der sich bis heute erhalten hat, auch eine wirtschaftliche Bedeutung zukam. Die frühromanische Ritterstiftskirche in Wimpfen im Tal ist neben der berühmten Kaiserpfalz auf dem Berg ein vielbesuchtes und lohnendes Ausflugsziel.

Gegenüber diesen Schenkungsnehmern in entfernteren Gebieten und in den Randzonen des Kraichgaus waren Klostergründungen und Klosterbesitz im inneren Kraichgau vergleichsweise bescheiden.

Um 1100 hatte sich in Sinsheim eine adelige Benediktinerabtei Besitz und Rechte in der Stadt und im Elsenzgau verschafft, die sie in die Lage setzten, die geistliche und weltliche Gewalt in diesem Raume zu vereinigen. Der Stiftsturm mit seiner freitragenden Kuppel kündet heute noch vom einstigen Ansehen und ist ein nicht zu übersehendes Wahrzeichen Sinsheims. In dem einstigen Areal der Abtei ist heute das Jugendstift Sunnisheim eingerichtet.

Auch dem von den Kraichgaugrafen bzw. den Grafen von Bretten aus dem Geschlecht der Grafen von Lauffen um 1108 gestifteten Kloster *Odenheim* standen nicht nur in seiner näheren Umgebung Hoheitsrechte über mehrere Dörfer zu, sondern es hatte auch bis weit in das heutige Zabergäu hinein bis an den Neckar Besitz. Im Jahre 1494 ist das Kloster in ein adeliges Chorherrenstift umgewandelt und als solches 1507 nach Bruchsal verlegt worden. Die Überreste des Klosters Odenheim sind gering. Von dem einst mauerbewehrten Areal vermitteln nur noch zwei Rundtürme beim heutigen Stifterhof eine ungefähre Vorstellung von der einstigen Klosteranlage.

Wesentlich größere Bedeutung erlangte das im Jahre 1147 gegründete Zisterzienserkloster *Maulbronn* im Salzachtal, das sogar die Stellung einer reichsunmittelbaren Abtei erlangen konnte. Die Schirmvogtei über Maulbronn ist 1361 an die Kurpfalz und nach Eroberung im bayerischen Erbfolgekrieg 1504 an Württemberg übergegangen. Durch den Augsburger Religionsfrieden (1555) erlangte Württemberg das Recht zur Reformierung des Klosters. Seit 1649 ist es nicht mehr klösterlich genutzt und beherbergt bis heute ein evangelisches theologisches Seminar. Maulbronn ist die besterhaltene Zisterzienseranlage in Deutschland. Vor allem die Klosterkirche ist von besonderer Schönheit und kunsthistorischer Bedeutung. Bemerkenswert ist, daß in diesem Kloster auch der berühmtberüchtigte (Dr.) Johannes Faust unter dem Abt Entenfuß sich als Schwarzkünstler und Goldmacher betätigt haben soll. Ein Turm, der ihm als Wohnung und Versuchsraum gedient habe, heißt Faustturm.

Im Pfinzgau, auf ursprünglich Grötzinger, später Durlacher Gemarkung, war auf ehemaligem Besitz des Klosters Weißenburg im Jahre 1094 das Benediktiner-Kloster *Gottesaue* gegründet worden. Dieser Klostergründung verdanken mehrere Rodungen und Dorfgründungen um Karlsruhe und im Hardtwald ihre Entstehung. Das Kloster hatte in wenigstens 15 Dörfern des Pfinzgaues und der Hardt Eigentumsrechte. Nach der Reformation ist das Kloster aufgehoben und abgebrochen worden. Auf dem Kloster-

Ravensburg, Zeichnung von Richard Bellm, 1985

areal ließ Markgraf Ernst Friedrich 1588—1594 ein Jagd- und Lustschloß im Renaissancestil erbauen, das 1689 zerstört, 1740 restauriert und später als Kaserne genutzt wurde. Durch die Eingemeindung von Durlach in die Stadt Karlsruhe ist das „Gottesauer Schlößchen" aus seiner ursprünglich abseitigen Lage zu einem innerstädtischen Baudenkmal von Karlsruhe geworden. Im Jahre 1944 durch feindliche Fliegerbomben zerstört, war das Schicksal der Ruine lange umstritten, bis man sich 1978 zum Wiederaufbau in seiner ursprünglichen Gestalt entschlossen hat. Bei den Bauvorbereitungsarbeiten wurden wesentliche Erkenntnisse über die einstige Klosteranlage gewonnen. Mit der Fertigstellung des Wiederaufbaues ist in absehbarer Zeit zu rechnen. Der Neubau soll die Musikhochschule aufnehmen.

Am Übergang vom Kraichgau zum kleinen Odenwald hat sich an der Lobbach gegen Ende des 12. Jahrh. das Kloster *Lobenfeld* Besitz und Rechte in der Umgebung bis nahe Heidelberg erworben. Ursprünglich für Augustiner-Chorherren gegründet, war es seit Anfang des 13. Jahrh. Frauenkloster. Zur Kurpfalz gehörig, dauerte seine klösterliche Wirksamkeit aber nur bis zur Reformation. Von der einstigen Klosteranlage ist nur das Querschiff der romanischen Klosterkirche, das im 15. Jahrh. erbaute Langhaus, das Pförtnerhaus und Teile der Klostermauer erhalten. Die Überreste sind neuerdings fachgerecht restauriert worden. Im Chor der Kirche sind romanische Wandmalereien aus dem 13. Jahrh. bemerkenswert.

Daneben gab es noch eine Reihe kleinerer Klöster im Kraichgau z.B. das des Wilhelmitenordens in Mühlbach bei Eppingen, ferner Filialen oder klösterliche Bauhöfe, so in Weißhofen bei Bretten, in Derdingen (heute Oberderdingen) und Kürnbach, um nur einige zu nennen. Neben klösterlichen Überresten verdienen auch noch einige weniger bekannte kirchliche Bau- und Kunstdenkmäler Beachtung, so die kath. Stadtkirche in Eppingen von 1435 mit Resten von Wandmalereien aus der Mitte des 14. Jahrhunderts und die Burgkapelle in Obergrombach bei Bruchsal aus der Mitte des 15. Jahrhunderts mit einer einzigartig erhaltenen Ausmalung aus der Bauzeit nach Bildvorstellungen aus der Zeit um 1400. Kunsthistorisch besonders interessant ist die Magdalenenkirche in Flehingen-Sickingen von 1523 mit ihren großartigen Epitaphien und Statuen der Familie von Sickingen, aber auch die Dorfkirchen von Kürnbach und Sulzfeld sowie die Stadtkirche von Neckarbischofsheim. Die dortige Totenkirche auf dem Friedhof mit zahlreichen al-

ten und neueren Grabmälern der Herren von Helmstadt ist eine einzigartige Grablege dieses Kraichgauer Adelsgeschlechts.
Der besondere Typ der sogenannten Wehrkirchen, hinter deren Mauern sich einst in Kriegszeiten die dörfliche Bevölkerung mit Vorräten und Vieh in Sicherheit bringen konnte, ist in Kieselbronn bei Pforzheim und in Lienzingen bei Mühlacker erhalten.
In diesem Zusammenhang ist auch noch auf eine Institution hinzuweisen, die weniger sakrale als kultur- und kunsthistorische sowie allgemeinwissenschaftliche Bedeutung hat, die museale Erinnerungsstätte an Leben und Wirken einer der bedeutendsten Männer, die aus dem Kraichgau hervorgegangen sind, Philipp Melanchthon. In dem eindrucksvollen Museumsgebäude in Bretten, zwischen 1897—1903 in neugotischem Stil an der Stelle des Geburtshauses des europaweit bekannten großen Gelehrten am Marktplatz errichtet, werden hier neben künstlerisch wertvollen Statuen der wichtigsten Reformatoren, Wandgemälden, Städte- und Fürstenwappen eine große Auswahl an sonstigen Gemälden, Kupferstichen, Holzschnitten, seltenen Drucken und Handschriften Melanchthons und vieler berühmter Zeitgenossen aus Theologie, Humanismus und sonstigen Wissenschaften, Kunst und Politik mit ihren Bildnissen oder Familienwappen, ferner eine reichhaltige wissenschaftliche Bibliothek von und über Melanchthon mit vielen Unika und Frühdrucken sowie eine Münzen- und Medaillensammlung aus und über die Reformationszeit gezeigt, wie sie in solcher Qualität und Menge sonst nirgends anzutreffen sind.

Wege, Straßen und Eisenbahnen

Die geringe Höhe der Kraichgauhügel mit ihren meist sanften Steigungen, die offenen, nicht sehr breiten und oft völlig trockenen Täler wie auch die mäßige Größe der Waldungen waren zu allen Zeiten sowohl für die zwischenörtlichen Beziehungen als auch für den Fernverkehr besonders günstig. Während die Waldgebirge Schwarzwald und Odenwald für Warentransporte und Heereszüge beinahe unübersteigbare und gefährliche Barrieren bildeten, bot der dazwischenliegende Kraichgau die Vorteile einer riesigen Verkehrsbrücke zwischen West und Ost, vom Oberrhein nach Schwaben, Bayern und den Donaulanden und in umgekehrter Richtung. Kriegszüge und Völkerwanderungen, Kaufmannsgeleite und Postlinien, die sich seit urdenklicher Zeit dieser Landbrücke bedienten, waren die Ursachen für ein dichtes Wegenetz.
Im Lößland des Kraichgaues haben sich vor allem zahlreiche Hohlwege zu einem typischen Landschaftsmerkmal herausgebildet. Ihre Entstehung geht, einerlei ob heute Feldweg oder höheren Zwecken dienend, auf den Verkehr früherer Zeiten zurück, mögen es ursprünglich nur Wanderpfade von Händlern, Krämern, Pilgern und Boten oder schon Wege für schwerere Karren und Wagentransporte von Heereszügen gewesen sein. Die Radspuren der Fuhrwerke, die durch das abfließende Regenwasser ausgewaschen wurden, haben sich im Laufe der Jahrhunderte vertieft und diese Einschnitte in das Gelände hinterlassen. An den Tiefen der Hohlwege läßt sich so gewissermaßen das Alter der Wege und Straßen ablesen.
Es gibt aber auch alte Verkehrswege, die die Täler meiden und sich auf den Höhenzügen, vorzugsweise den Gemarkungsgrenzen folgend, entlangziehen. Sie führen zum großen Teil bezeichnende Namen wie Hochstraße, hohe Straße, Heerweg, Hertweg und ähnlich.
Die Geschichte der bedeutenderen Straßen im Kraichgau wird erst zur Römerzeit teilweise faßbar. Am Hügelsaum gegen die Rheinebene zieht die Bergstraße, heute Bundesstraße Nr. 3, von Heidelberg über Wiesloch — Bruchsal — Durlach — Ettlingen gen Süden. Sie ist eine uralte Fernstraße, deren Ursprung kaum zu datieren ist. An dieser auch von den Römern benützten Straße haben sich von jeher die in allgemein ostwärti-

ger Richtung verlaufenden Verbindungsstraßen meist den Flußtälern folgend aufgereiht. Ihre Verkehrsbedeutung war nicht immer gleich. Für die Benützung war entscheidend die herrschaftliche Zuweisung entsprechend dem Reisezweck und den Benutzern (Messebesucher, Warentransporte, Truppendurchmärsche, Reisen von Fürstlichkeiten usw.). Der Zustand der Straßen und die gewünschte Reiseroute waren nicht ausschlaggebend. Schließlich haben die oft umstrittenen Geleitsrechte, die für die Inhaber wegen der damit verbundenen Einnahmen wichtig waren, oft dazu geführt, den Verkehr möglichst auf die Straßen des eigenen Territoriums zu ziehen. Die nachfolgend skizzierten wichtigsten Straßenverbindungen durch den Kraichgau, können nur andeutungsweise die früheren Verkehrsverhältnisse darstellen.

Beginnen wir im Norden. Hier verlief die von Worms über Ladenburg — Neuenheim führende Römerstraße, auch im Mittelalter noch benutzt, von Heidelberg ostwärts nahe dem Neckar als Mosbacher Straße über diese Stadt nach Würzburg. Von dieser Straße zweigte bei Lobenfeld in südostwärtiger Richtung eine Straße ab, die über Epfenbach — Helmstadt — Bargen — Siegelsbach nach Wimpfen führte. Dieses den Kraichgau tangierende südliche Gabelstück war eine unmittelbare Verbindung zwischen Worms und Wimpfen.

Weiter südlich kreuzte die sehr wichtige von Speyer kommende Straße bei Walldorf — Wiesloch die Bergstraße und führte in allgemein ostwärtiger Richtung nach Sinsheim — Wimpfen und weiter nach Nürnberg — Passau nach Ungarn. Ein Abzweig von Sinsheim in südostwärtiger Richtung über Steinsfurt — Richen und den Heuchelberg — Brackenheim stellte die Verbindung nach Cannstatt her.

Von der römischen Station Stettfeld nördlich Bruchsal ausgehend zweigte ebenfalls eine Straße mit dem Fernziel Cannstatt ab. Ihr Verlauf ist nur teilweise belegt. Im Mittelalter hatte sie keine Bedeutung mehr.

In kurzem Abstand weiter südlich führte von Ubstadt aus eine Straße zunächst das Kraichtal aufwärts über Unteröwisheim — Münzesheim, dann über Oberacker abschwenkend nach Bauerbach — Gölshausen zur Knittlinger Steige und weiter über Maulbronn nach Illingen, wo sie auf die alte Römerstraße traf. Eine weitere, ebenfalls von Speyer ausgehende Straße wohl auch römischen Ursprungs verlief nach dem Rheinübergang bei Speyer in allgemein süd-südöstlicher Richtung über Wiesental — Hambrücken — Forst nach Bruchsal, von hier das Saalbachtal aufwärts über Bretten — Knittlingen — Maulbronn — Illingen, dort in die alte Römerstraße einmündend nach Cannstatt. Sie war als Teilstück der großen Handelsstraße von Oberitalien — Oberschwaben nach den Niederlanden als „freie Reichsstraße" die wichtigste und bekannteste Straße durch den Kraichgau und ist es als eine der meistbefahrenen Straßen in Deutschland, als Bundesstraße 35, bis heute geblieben.

Von großer Bedeutung für den südlichen Kraichgau war die Abzweigung der letztgenannten Straße von Bretten nach Pforzheim, wohl ebenso alt wie die „freie Reichsstraße" selbst. Es waren eigentlich zwei fast parallel verlaufende Straßen, eine von Bretten über Rinklingen — Sprantal — Göbrichen — Pforzheim, die andere von Bretten über Ruit — Bauschlott — Pforzheim. Der letztgenannten folgt im großen und ganzen die heutige Bundesstraße 294.

Von Bruchsal ausgehend ist seit Anfang des 15. Jahrhunderts eine Abzweigung von der Bergstaße nach Südosten in das Grombachtal bekannt, die von Obergrombach nach Singen bzw. Stein in das Pfinztal überwechselte. Pfinzaufwärts erreichte sie Pforzheim und von da in verschiedenen Abzweigungen den Zugang in den Nordschwarzwald.

Abweichend von den allgemein von Westen nach Südosten verlaufenden Straßen hat im Mittelalter eine von Straßburg ausgehende, von Durlach aus nordostwärtige Richtung einhaltende Straße ohne sich an Flußtälern

zu orientieren, von Durlach über Berghausen — Bretten — Eppingen — Schwaigern nach Heilbronn große und bleibende Bedeutung erlangt. Die heutige Bundesstraße 293 hat, grob gesehen, den gleichen Verlauf. Durch die Kreuzung dieser Straße mit der obengenannten „freien Reichsstraße" in Bretten war diese Stadt schon im Mittelalter zu einer „Verkehrsdrehscheibe ersten Ranges" geworden.

Die gleiche Richtung hält auch die von der Bergstraße bei Langenbrücken abzweigende heutige Bundesstraße 292 ein, die über Eichtersheim — Sinsheim — Waibstadt — Aglasterhausen dem Neckarübergang bei Obrigheim zustrebt und damit jenseits des Neckar die Verbindung zur Stadt Mosbach und weiter zum Bauland und zum Taubergrund herstellt.

Im inneren Kraichgau ist noch die Bundesstraße 45 auffallend, die von Sinsheim ausgehend in allgemein nord-nordwestlicher Richtung dem Lauf der Elsenz folgend nach Nekkargemünd führt und dort in die Neckartalstraße einmündet.

Schließlich sind als jüngste, moderne Landverbindungsstraßen zwei Autobahnen zu erwähnen, die wie die typischen West-Ost-Straßen des Kraichgaus in nordwest-südostwärtiger Richtung verlaufen: die ältere, südliche, von Karlsruhe-Durlach über Pforzheim nach Stuttgart, den Kraichgau allerdings nur tangierend und die jüngere, nördliche, mitten durch das Herzstück des Kraichgaus und dadurch auch als Kraichgau-Autobahn bezeichnet, von Walldorf über Sinsheim nach Heilbronn. Bei ihrer Planung und Ausführung brauchte, schon der fortgeschrittenen Straßenbautechnik wegen, anders als bei der Anlage der alten Straßen, viel weniger Rücksicht auf Geländeschwierigkeiten genommen zu werden. Ihre Streckenführung war vor allem von Überlegungen der Schnelligkeit und Zeitersparnis diktiert. Sie dienen der Verbindung von Ballungsräumen und dem Fernverkehr, wobei die südliche den aus Süden, die nördliche den aus Norden kommenden West-Ost-Verkehr aufnimmt und damit das alte Straßennetz des Kraichgaus entlastet.

Den Straßenführungen durch den Kraichgau haben sich zum großen Teil auch die Eisenbahnlinien angepaßt. Der große Nord-Südverkehr auf der rechtsrheinischen Rheintalstrecke rollt auf einem Schienenweg, der im wesentlichen parallel zur Bergstraße (Bundesstraße 3) verläuft. Ähnlich den vorgenannten Straßen zweigen von hier aus Stichbahnen in die Kraichgautäler ab. So führt vom Bahnhof Wiesloch-Walldorf aus je eine Nebenbahnlinie in das Tal der Leimbach und der Gauangelbach bis Schatthausen. Eine andere Nebenbahnlinie nimmt von Wiesloch aus den Weg durch das Waldangelbachtal hinauf bis Waldangelloch. Von Bruchsal aus besteht eine Nebenbahnverbindung über Ubstadt durch das Kraichbachtal bis Menzingen. Eine zweite Strecke, ebenfalls von Bruchsal ausgehend, hat über Ubstadt — Stettfeld das Katzenbachtal bis Odenheim und darüber hinaus Eichelberg und Hilsbach an das Schienennetz angeschlossen.

Den großen vom Rheintal nach Osten abzweigenden Fernverkehr nimmt von Bruchsal aus die Bundesbahnstrecke über Bretten — Mühlacker — Stuttgart auf, die im wesentlichen parallel zur Bundesstraße 35 verläuft. Der auf der Rheintalstrecke aus südlicher Richtung kommende Eisenbahnverkehr, der nach Osten abzweigt, wird von Karlsruhe-Durlach aus durch das Pfinztal über Pforzheim — Mühlacker geleitet, wo er mit der durch das Saalbachtal führenden Strecke zusammentrifft.

Den inneren Kraichgau hat seit 1879/80 die quer durch die Landschaft und weitgehend mit der Bundesstraße 293 gleichlaufende Kraichgaubahn von Karlsruhe-Durlach über Bretten und Eppingen nach Heilbronn erschlossen. Die Stadt Bretten ist damit auch zum Eisenbahnknotenpunkt geworden.

Im nördlichen Kraichgau stellt von Neckargemünd aus das Elsenztal aufwärts bis Sinsheim und weiter in südostwärtiger Richtung

eine Bundesbahnstrecke das große Neckarknie abschneidend eine Verbindung zwischen dem unteren Neckar und Bad Wimpfen sowie Heilbronn her. Von dieser Strecke zweigt von Meckesheim eine Seitenlinie in das Schwarzbachtal ab, die über Aglasterhausen führend in Neckarelz die Neckartalbahn erreicht. Bei Neckarbischofsheim gabelt sich eine weitere Strecke nach Obergimpern und Hüffenhardt ab.

Die Darstellung des Eisenbahnnetzes im Gebiet zwischen Schwarzwald und Odenwald wäre unvollständig ohne Erwähnung der Zabergäubahn, die von Lauffen am Neckar aus als Stichbahn in ost-westlicher Richtung das Zabertal aufwärts über Brackenheim — Güglingen bis Leonbronn (heute Burgbronn) verläuft. Die lange angestrebte und nach dem Ersten Weltkrieg nahezu fertiggestellte Verlängerung der Strecke über Kürnbach — Knittlingen nach Bretten ist nicht mehr in Betrieb genommen worden. Sie hätte zweifellos die vielfältigen historischen, wirtschaftlichen und familiären Beziehungen zwischen Zabergäu und Kraichgau begünstigt. Die Dämme, Brücken und sonstige Bauten der Strecke sind inzwischen fast vollständig beseitigt worden.

Trotz der immer noch ansteigenden Entwicklung des Straßenverkehrs haben die bestehenden Nebenbahnstrecken auch bei stark zurückgegangener Rentabilität immer noch Bedeutung für die abgelegenen Gebietsteile, wenngleich ihre Erhaltung immer wieder in Frage gestellt wird. Eine Stillegung ohne Ersatz durch Omnibuslinien würde für solche Gebiete empfindliche und kaum zumutbare Rückschritte bringen.

Andererseits beschäftigt ein riesiges Neubauprojekt der Bundesbahn seit mehr als einem Dutzend Jahren die Gemüter im Kraichgau. Es handelt sich um den Bau einer *Schnellbahnstrecke zwischen Stuttgart und Mannheim,* die ungeachtet der seit 1853 bestehenden Bahnverbindung über Bretten — Bruchsal die beiden Ballungszentren auf kürzestem Weg verbinden wird. Nach den abschnittsweise durchgeführten, z.T. langwierigen Planfeststellungsverfahren wird die Neubaustrecke in fast gerader Linie von Stuttgart aus in nordwestlicher Richtung das Stromberggebiet und den Kraichgau durchziehen, nördlich von Bruchsal in die Rheinebene eintreten und dort in allgemein nördlicher bzw. nordwestlicher Richtung Mannheim erreichen. Zur Abmilderung der gravierendsten Eingriffe dieses Jahrhunderts in das Landschaftsgefüge und -bild des Kraichgaus, vor allem auch zur Minderung von Lärmbelästigungen, werden über 30 km in Tunnels, rd. 40 km in Einschnitten verlaufen, Geländeunterschiede mit Brücken bis zu 750 m Länge und bis zu 40 m Höhe überwunden werden. Der Unterbau wird für Fahrgeschwindigkeiten von 200 bis 300 Stundenkilometern ausgelegt werden.

Mit den Bauarbeiten wurde bereits 1977 in der Rheinebene von Mannheim ausgehend begonnen. Seit 1983 sind auch im Kraichgau entlang der festgelegten Trasse riesige Baustellen eingerichtet, an denen geradezu gigantische Erd- und Materialbewegungen im Gange sind. Riesige Baukräne, ein Netz von Baustraßen, gewaltige Ausschachtungen für die Widerlager der Brücken und ein nicht abreißender Verkehr von schweren Baufahrzeugen und Lastwagen haben hier von der fruchtbaren Landschaft Besitz ergriffen. Eine (unter mehreren) bei Bauerbach angelegte Erddeponie im Ausmaß von 35 ha muß etwa 1,7 Millionen m^3 Aushubmaterial von Geländeeinschnitten und Tunnelbauten aufnehmen, bis es später zur Wiedereindeckung oder geeigneten Modellierung verwendet werden kann.

Die z.T. vorhersehbaren Verluste wertvoller Ackerböden, Nutzungsausfälle, Einschränkung der Bewirtschaftungsmöglichkeiten, Lärmbelästigungen und unabsehbare Folgeschäden haben zahlreiche Einwendungen und gerichtliche Klagen ausgelöst, wobei mancherlei Änderungen und Verbesserungen erreicht worden sind. Der Bau der Schnellbahn ist aber beschlossene Sache, und man

kann nur hoffen und wünschen, daß sie den erwarteten mit so riesigem Kostenaufwand befrachteten Effekt einfahren könne, die aufgerissenen Wunden in der Landschaft bald wieder geschlossen und die Dauerschäden für Landschaft und Bewohner in Grenzen gehalten werden. Mit der Inbetriebnahme der Schnellbahn wird in den Jahren 1991—1992 gerechnet.

Landschaft im Wandel

Als eine von Natur aus für die Bodenkultur bestimmte Landschaft war der Kraichgau von den frühesten Epochen der Geschichte an bis in die Gegenwart ein Bauernland. Das sehr günstige Klima, das sich beispielsweise im Raum um Bretten mit einer Jahresmitteltemperatur von 9,4°C nur unwesentlich von dem der Rheinebene mit 10°C unterscheidet, und die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens sind von jeder landsuchenden Völkerschaft rasch erkannt und genutzt worden. Rohstoffe für andere Betätigungen der Bevölkerung stehen nur in geringer Auswahl an. Mit der Herstellung von Töpferwaren, Ziegeln und Backsteinen aus Ton und Lehm und mit der Verarbeitung anfallenden Holzes aus den Wäldern für Bauzwecke, Geräte, Möbel und für Heizung waren die Möglichkeiten der Verwertung einheimischer Rohstoffe nahezu erschöpft. In geschichtlicher Zeit weiß man von Salzvorkommen im Salzachtal und vom Betrieb einer Saline in Bruchsal.

Als Seltenheit ist eine Erzgewinnung bei Wiesloch und dem angrenzenden Nußloch verbürgt, wo schon seit dem 8. Jahrhundert Bergbau auf Silber und Blei, später auch auf Eisen und Zinkblende betrieben wurde. Noch um 1850 waren damit etwa 300 bis 400 Arbeiter beschäftigt. Durch Erschöpfung der Erzlager ist der Betrieb zu Anfang unseres Jahrhunderts eingestellt worden. Einige Überreste der Stollen sind erhalten und noch zu besichtigen.

Im Muschelkalkgebiet des Kraichgaus war von etwa 1725 ab auch nach sog. Bohnerzen (Brauneisenstein) gegraben worden, so bei Dürrenbüchig, Oberöwisheim, Bauerbach und noch in den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts bei Wössingen. Die gewaschenen Erze wurden an auswärtigen Plätzen verhüttet. Ergiebigkeit und Verdienst waren aber zu gering, um die Grabungen fortzusetzen.

Aus Lagen mit geringerer Lößdecke auf dem anstehenden Gestein lieferten Steinbrüche das Material für Haus- und Straßen-, später auch Eisenbahnbauten.

Auf alter Tradition beruhend wird bei Maulbronn in der Randzone gegen den Stromberg in zwei Natursteinbetrieben roter Sandstein für Bau-, Steinmetz- und Plattenarbeiten gewonnen.

Gelber Sandstein war bei Sulzfeld und Mühlbach bei Eppingen Grundlage für handwerkliche Steinhauerbetriebe, die aber in neuerer Zeit fast alle eingegangen sind.

Lediglich die bereits im Zusammenhang mit den Wasserläufen erwähnten Schwefel- und Solequellen haben in der Saline zu Rappenau und in den Heilbädern am West- und Ostrand des Kraichgaus andauernde kommerzielle Erfolge erbracht. Die Saline in Rappenau ist seit 1973 nicht mehr in Betrieb und die Anlagen sind danach abgebrochen worden.

Im übrigen beschränkten sich die Möglichkeiten gewerblicher Tätigkeiten auf die Verarbeitung von Landesprodukten. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde beispielsweise Krapp angebaut, der in Krappmühlen zu Färberröte gemahlen wurde. Ebenso gab es Versuche der Seidenraupenzucht. Beide Experimente wurden bald wieder aufgegeben. Als ständige Verarbeiter von Landesprodukten sind noch die Getreidemühlen zu erwähnen, die meist nur für das eigene Dorf arbeiteten, allenfalls noch für die Orte, die keine eigenen Mühlen hatten. Bei den Ölmühlen war der Kundenkreis etwas weiter gespannt.

Hohlweg, Zeichnung von Richard Bellm, 1985

Nur in den Städten am Rande des Kraichgaus hat sich im vergangenen Jahrhundert einige Industrie angesiedelt, die außer einheimischen Erzeugnissen auch herangeführte Rohstoffe verarbeitete. Im inneren Kraichgau wurden erst nach der Inbetriebnahme der Eisenbahnen die Möglichkeiten der Industrieansiedlung wahrgenommen. Während beispielsweise die Anfänge der Brettener Industrie in diese Zeit zurückreichen, zeigten sich in anderen vergleichbaren Städten erst später, meist erst in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, Ansätze industrieller Fertigung. In der Zeit des Wiederaufbaus nach dem verlorenen Zweiten Weltkrieg wurde dies anders. Von da an sind auch in manchen Dörfern, in denen bis dahin die Landwirtschaft das Leben beherrschte, mehr und mehr Fabrikations- und Industriebetriebe der verschiedensten Art eröffnet wor-

den, die bald das Gesicht dieser Dörfer und die Lebensgrundlagen ihrer Bewohner verändert haben.

Aber auch im urtümlich bäuerlichen Bereich haben sich in den letzten Jahrzehnten einschneidende, ja grundlegende Wandlungen vollzogen. Die Zeiten, in denen die zahllosen Parzellen der Ackerfluren meist in kleinbäuerlichen Familiengemeinschaften bewirtschaftet wurden und die altgewohnten Feldarbeiten mit Pflug oder Egge, mit Kuh- oder Pferdegespann sowie die Arbeiten „von Hand" mit Hacke, Sense, Sichel und Rechen erledigt werden mußten, sich also emsiges Leben auf den Fluren regte, haben sich geändert. Durch Flurbereinigungen und freiwillige Zusammenlegungen sind größere Flurstücke entstanden, die rationeller bewirtschaftet werden können.

Die unzureichenden Betriebsflächen der einzelnen Landwirte sind damit aber nicht verbessert, sondern durch den Ausbau des Feldwegenetzes noch etwas verringert worden. Die gesamtwirtschaftliche Lage der Kleinbauern ließ neben der Eigenversorgung der Familie mit Lebensmitteln im Vergleich mit anderen Berufsgruppen keinen Spielraum mehr zu und konnte nur durch den Anbau von Handelsgewächsen wie Zuckerrüben, Zichorie und besonders Tabak verbessert werden. Eine Folge des vermehrten Tabakanbaues war die Einrichtung einiger Zigarrenfabriken, besonders im Bruhrain, die auch Möglichkeiten der Lohnarbeit im Ort oder in der unmittelbaren Nachbarschaft eröffnete. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ist auch noch der feldmäßige Anbau von Arzneipflanzen und Gemüse hinzugekommen.

Die fortdauernde Beengtheit hatte schon vor Jahren viele Kleinbauern gezwungen, in nahegelegenen Industriebetrieben oder bei Bahn oder Post Arbeit anzunehmen und ihre Grundstücke als Nebenerwerbslandwirte zu bebauen. War in diesen Kleinbetrieben zunächst in aller Regel auch Viehhaltung inbegriffen mit Stall- und Feldarbeiten, die großenteils von Frau und Kindern geleistet werden mußten, so war man zur Verminderung der Arbeitsbelastung allmählich dazu übergegangen, auch kleinere Maschinen anzuschaffen und in weiterer Folge die Zugtiere durch leichte Traktoren zu ersetzen. Da aber alle diese Notlösungen auf die Dauer keine grundlegende Verbesserung der Verhältnisse versprachen, haben in den letzten Jahrzehnten die meisten Klein- und Nebenerwerbslandwirte ihre unrentablen Betriebe aufgegeben. Von den betroffenen Familien werden heute allenfalls noch einzelne Grundstücke gartenmäßig umgetrieben.

Andererseits haben die wenigen verbliebenen oder sich neu etablierten Haupterwerbslandwirte durch Pacht oder Kauf die freigewordenen Flächen übernommen und so ihre Betriebe in einem Ausmaß aufstocken können, wie es zu keiner Zeit vorher möglich gewesen war. Wo einst die Kleinlandwirte im Durchschnitt über Betriebsflächen von 3 bis 4 ha verfügten, sind heute bei Haupterwerbslandwirten Betriebsgrößen von 25, 50 oder 100 und mehr ha keine Seltenheit mehr.

Nach solchen Strukturveränderungen richten sich Anbaumethoden und Fruchtfolge schon lange nicht mehr nach dem Eigenbedarf der Familien, sondern werden von rationellen Überlegungen bestimmt. Es wird keineswegs mehr alles angebaut, was in dieser Klimazone gedeihen kann und brauchbar wäre, sondern nur, was Nachfrage und Markt aufnehmen und bei verringerten Arbeitsaufwand die besseren Erlöse bringt. Was einst bei jedem noch so kleinen landwirtschaftlichen Betrieb selbstverständlich war, Rindvieh- und Schweinezucht, ist nicht mehr allgemein. Wo Rindviehhaltung noch vorhanden ist, dient sie fast ausschließlich der Milcherzeugung. Pferde werden nicht mehr als Zugpferde, sondern als Reitpferde gezüchtet. Auch die Schweinezucht ist spezialisiert in Ferkel- und Schlachttierzucht.

Alle diese Umstellungen haben auch das Äußere der Hofstellen und das Landschaftsbild verändert. Die Felder, durch einseitige An-

baumethoden ohnehin nicht mehr so bunt wie früher, haben durch Beseitigung von Streuobstbäumen und Hecken wegen gewisser Behinderungen der maschinellen Bestellung vieles von ihrem früheren Charakter verloren und werden zunehmend eintöniger. Schlimmer ist die in übersteigerten Maßnahmen bei Flurbereinigungen erfolgte Zuschüttung vieler Hohlwege zu bewerten, wodurch landschaftstypische Eigenheiten zerstört wurden und letzte Rückzugsmöglichkeiten für bedrohte Pflanzen und Tiere unwiederbringlich verloren gegangen sind. Es ist dringend geboten, daß nicht nur einer weiteren Ausräumung der Landschaft ein Ende gesetzt, sondern durch neue Baum- und Hekkenpflanzungen die schlimmsten Auswirkungen gemildert und damit auch etwas für die Wiederherstellung des ursprünglichen parkartigen Landschaftsbildes getan wird.

Für eine Strukturverbesserung ermunternd sind die schon vor einiger Zeit eingeleiteten Bemühungen, den Kraichgau mehr als bisher als Erholungs- und Bäderlandschaft bekannt zu machen. Sie werden hauptsächlich von der „Arbeitsgemeinschaft Erholungsgebiet Kraichgau" getragen und haben auch bereits ansehnliche Erfolge erbracht, zumal der Kraichgau im Landesentwicklungsplan offiziell als Naherholungsgebiet ausgewiesen ist. Neben der Schaffung ansprechender Erholungs- und Freizeiteinrichtungen in zahlreichen Orten, haben Initiativen auf gastronomischem Gebiet Voraussetzungen für Unterkunft und Verpflegung der Erholungssuchenden wesentlich verbessert. Weitere Maßnahmen sind in Vorbereitung. Die liebliche und ruhige parkartige Landschaft mit vielen versteckten Reizen, ihren Wäldern, Bächen, Seen, Wiesen und Feldern, aber auch ihren historischen kultur- und kunstgeschichtlichen Zeugnissen in Museen, Kirchen, Burgen und Schlössern ist es wert, entdeckt und erwandert zu werden.

WIESLOCH
GROSSE KREISSTADT KUR PFALZ

Stimmung und Romantik eines mittelalterlichen Weinstädtchens mischen sich in Wiesloch mit den großzügigen Einrichtungen einer modernen Wohn- und Freizeitstadt mit ca. 22000 Einwohnern.

Schon seit der Jungsteinzeit ist die Gemarkung Wiesloch ein ständig besiedelter Raum.

Die Stadt Wiesloch selbst wurde im Jahre 801 als „Wezzinloch" erstmals urkundlich erwähnt.

Bereits im Jahr 965 wurde dem Kloster Lorsch durch Otto I. das Recht verliehen in Wiesloch Markt zu halten.

Um 1200 wurde Wiesloch zur Stadt ernannt. Nach der Eingemeindung von Baiertal und Schatthausen wurde Wiesloch 1973 zur Großen Kreisstadt.

Zeugnisse der Geschichte, insbesondere die des Wieslocher Bergbaus, können heute im neueröffneten Städtischen Museum besichtigt werden.

Informationen und Prospekte:
Stadtverwaltung Wiesloch, Marktstr. 13, 6908 Wiesloch, Tel.: 06222/84-1